

120 45753-

Baltische Monatschrift.

Achtzehnten Bandes zweites Heft.

August 1868.

Inhalt: Die Renaissance in Italien, von Herrn. Rück	Seite 75.
Die Genossen Bugattschew's in Livland	" 104.
Amerikanische Briefe eines Livländers	" 128.
Notizen	" 147.

R i g a ,

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

1868.

ENSV
Riiklik Avalik
Raamatukogu

Die Renaissance in Italien

in ihrer eigenthümlichen Bedeutung der classischen Antike
und dem Mittelalter gegenüber.

zur Zeit der deutschen Romantik pflegte man die Epoche der italienischen Kunst, die wir mit dem Namen Renaissance bezeichnen, noch auf das strengste in den Begriff des Mittelalters einzuschließen. Für das eigentliche Princip und die innere treibende Kraft ihrer hohen Kunstblüthe galt der Katholicismus des Mittelalters. Seitdem hat sich das geschichtliche Urtheil über diese Epoche sehr anders gestaltet. Man hat erkennen gelernt, daß gerade das Eigenthümlichste derselben einem Geiste entsprungen ist, der sich von demjenigen des Mittelalters wesentlich unterscheidet. Man nimmt die ganze Periode nicht mehr für den Abschluß des Mittelalters, sondern für den Anfang der neuen Zeit. Der Name Renaissance, der für dieselbe allgemeine Geltung erlangt hat, kann keineswegs als vollkommen charakteristisch angesehen werden, und die moderne Kunstforschung ist sich des Unzulänglichen in dieser Bezeichnung sehr deutlich bewußt. Das classische Alterthum, dessen Wiedergeburt gemeint ist, wenn man das Wort Renaissance in seinem kunstgeschichtlichen Sinne braucht, erneuerte sich in der Kunst und Kultur jener Periode nicht ohne das Hinzutreten mächtiger, ihm selbst fremder Elemente, deren Eigenthümlichkeit den Charakter der Periode auf das Wesentlichste mitbestimmt, so daß derselbe auch dem Alterthum gegenüber selbständig und originell erscheint.

Es ist der Anfang des 15. Jahrhunderts, wo uns der eigenthümliche Geist der Renaissance zuerst mit wirklicher Entschiedenheit fühlbar wird, wo er uns in den Werken eines Masaccio und Donatello, eines Ghiberti

und Brunellesco zuerst als das unzweideutige Princip eines neuen, von den Fesseln mittelalterlicher Tradition entbundenen Lebens, zum Theil mit einem gewissen jugendlich herbem Rigorismus; zum Theil schon mit überraschender Schönheit, entgegentritt. Aber die großen Umwandlungen der Geschichte, als deren eine wir die Renaissance betrachten müssen, vollziehen sich nicht rasch und plötzlich. Meist gewahren wir in dem Moment einer Entwicklung, wo diese nur eben ihren Höhepunkt erreicht hat, schon die Anzeichen einer neuen Bewegung, die jene zu verdrängen bestimmt ist; gewöhnlich schon in der Blüthezeit einer Epoche zeigen sich die Symptome ihres Verfalls. So lassen sich die Strömungen des Geistes, der die Renaissance und mit derselben auf dem Gebiete der Kunst und weltlichen Cultur die moderne Zeit herbeiführen sollte, bis weit in das Mittelalter zurückverfolgen. Innerhalb Italiens finden wir den Charakter des letzteren in Kunst und Literatur gegen Ende des 13. und während des 14. Jahrhunderts am deutlichsten ausgesprochen; aber schon in dieser Epoche, der sogenannten gothischen Periode, macht sich uns die Prophetie jenes neuen Geistes vernehmbar. Dante und Giotto, diese beiden Namen bedeuten in der That ebenso sehr den Gipfelpunkt des italienischen Mittelalters als den ersten Beginn der neuen Zeit, den ersten, freilich nur in vereinzelten Andeutungen wahrnehmbaren Beginn der Renaissance.

Ein absolutes Mittelalter hat Italien eigentlich nicht gehabt. Es hat die mittelalterliche Sinnesweise, obwohl es die Heimat der katholischen Kirche war, in seine nationale Kunst und Cultur niemals so völlig aufgenommen, wie die Länder diesseits der Alpen. In der Eigenthümlichkeit des italienischen Volkscharakters ist etwas gelegen, was von vornherein der phantastischen und abstracten Richtung jener Sinnesweise Widerstand leistete, was gegen sie nothwendig reagiren mußte, sobald sich dieser Charakter seiner selbst bewußt wurde und sich selbständig zu regen anfing. Bis dahin verhielt sich Italien zu den Culturbestrebungen des Mittelalters im Ganzen ziemlich passiv, wenigstens nahm es an derselben keinen hervorragenden productiven Antheil. Mit der erhöhten Theilnahme aber, im Anfang der gothischen Zeit, begann gleichzeitig auch eine gewisse geheime Reaction. Man kann in Wahrheit behaupten, daß es eine ganz reine Exemplification des mittelalterlichen Geistes, eine solche, der man eine weltgeschichtliche Bedeutung zuschreiben müßte, auf italienischem Boden, in specifisch italienischer Gestalt nicht gegeben hat. Die Scholastik gedieh in Italien ebenso wenig als das Ritterthum. Petrus Lombardus und

Thomas von Aquino waren zwar Italiener, aber eine erspriessliche Wirksamkeit fanden sie nur diesseits der Alpen, in Paris. Die nordische Gothik, die wir im Bereiche der Kunst als den vollkommensten und eigenthümlichsten Ausdruck der mittelalterlichen Sinnesweise ansehen dürfen, ist in Italien nur in sehr modificirter Gestalt heimisch geworden. Dichtungen wie der Parcial sind der italienischen Literatur etwas Fremdes. Nirgends in der That offenbart sich in Italien die Phantastie des Mittelalters in so charakteristischen Formen, wie in der Kunst und Dichtung des europäischen Nordens. Jener merkwürdigen Bewegung, von der am Anfang des 13. Jahrhunderts Frankreich Deutschland und England ergriffen wurden, jener eigenthümlich romantischen Begeisterung konnte sich Italien zwar nicht völlig entziehen, an einer unbedingten Hingabe an dieselbe war es aber durch die Beschaffenheit seiner Natur verhindert. Jene Gefühlsrichtung, von welcher die Gothik und das romantische Epos ins Leben gerufen wurden, war ein Erzeugniß des Nordens und dieser blieb der eigentliche Träger derselben. Er war der eigentliche Repräsentant mittelalterlicher Kunst und Poesie. Mit der Eigenthümlichkeit des Südens trat, in der Gestalt des italienischen Nationalcharakters, ein Princip in die Geschichte des Mittelalters ein, das demselben in ähnlicher und doch wieder sehr verschiedener Weise gegnerisch war wie später das Princip der deutschen Reformation.

Während derjenigen Epoche, welche der gothischen, der eigentlich mittelalterlichen, voranging, während der sogenannten romanischen Periode, hat die christliche Kunst sowohl diesseits als jenseits der Alpen noch keine wirkliche Selbständigkeit erlangt. Hier, wie dort steht sie in dieser Zeit, was die allgemeine Formenbildung betrifft, noch unter dem vorwiegenden Einfluß antiker Traditionen. Und obwohl es ihr, besonders am Ende der genannten Periode gelang, die in der Ueberlieferung von Jahrhunderten während der kunstfremden Zeiten des früheren Mittelalters fast zu völliger Geistlosigkeit erstarrten Formen des classischen Alterthums auf gewisse Weise zu beleben, so vermochte sie dennoch nicht, einen wirklich neuen Stil innerhalb derselben auszubilden. Es fehlte, namentlich in der Sculptur, nicht an vereinzeltten Erscheinungen, in denen sich diese traditionellen Formen schon zu wirklicher Schönheit entwickelten *), das Originellste dieser Periode aber,

*) Wir denken hier besonders an die Sculpturen der goldnen Pforte in Freiberg, an die der Kanzel und des Altars in der Kirche zu Wechselburg und an die noch vollendeteren des großen Nicolo Pisano.

wie es in gewissen Formationen ihrer Bauweise hervortritt, kann nur als eine vorläufige Andeutung dessen angesehen werden, was erst in der folgenden Epoche, in der Gothik des Nordens, zu einer vollkommenen Ausbildung gelangen sollte. Es hat die Kunst der romanischen Periode im Norden und im Süden weder einen streng ausgeprägten nationalen Charakter, noch einen solchen, der sich als specifisch mittelalterlich bezeichnen ließe. Die künstlerischen Kräfte übten sich vorzugsweise noch unter der Führung jener alten Ueberlieferungen. Für die Entwicklung der Kunst in Italien ist es nun bedeutsam, daß diese Periode hier um ein ganzes Jahrhundert länger dauerte als im Norden. Während sie dießseits der Alpen schon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts abschließt, währt sie in Italien bis zum Ende des 13. Der wichtigste Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, daß der italienische Volkscharakter, der um diese Zeit zu einer selbständigen Entwicklung eben die ersten Anfänge machte, für die traditionellen Formen der Antike noch immer eine gewisse natürliche Sympathie empfand. Jedenfalls war demselben, obwohl er sich in den Bewegungen der Völkerwanderung und späterhin mit fremden Elementen auf das mannigfachste vermischt hatte, von seiner ursprünglichen Herkunft so viel geblieben, daß ihm die antike Tradition als etwas Wohlverwandtes erschien, daß sie seiner Empfindungsweise von vornherein in höherem Grade gemäß war als derjenigen der nordischen Völker. Was jetzt die Anhänglichkeit an die romanischen Bildungen verursachte, eben das bewirkte späterhin, als die Gothik in Italien eindrang, die Reaction gegen diese, die Umgestaltung derselben, eben das führte dann zu einem völligen Bruch mit dem gothischen Wesen und trat zuletzt in der Fülle seiner Entwicklung hervor als der launere Geist der Renaissance. Es ist daher nicht möglich, die Geschichte der italienischen Kunst von der romanischen Zeit bis hinauf zur Renaissance in scharf von einander gesonderte Epochen zu zerlegen. In der nordischen Kunst besteht zwischen der romanischen Periode und der gothischen ein tiefgehender Unterschied. In der Gothik kommt hier eine Denk- und Anschauungsweise zum Durchbruch, die sich von den Ueberlieferungen des classischen Alterthums, auf denen die romanische Periode beruht, und der in ihnen herrschenden Gefühlsrichtung vollständig losragt. In Italien ist das nicht der Fall. Hier entwickeln sich die bedeutenden Ereignisse der Kunstgeschichte seit dem Beginn der romanischen Epoche in einem beinahe stetigen Zusammenhang. Das treibende Motiv der ganzen Bewegung, worauf sich dieser Zusammenhang begründet, ist im Grunde

nur eines, nämlich der eigenthümliche, anfangs noch unbestimmt, dann immer entschiedener hervortretende Geist der italienischen Nationalität. Die Geschichte der Renaissance von ihrem ersten Werden bis zu ihrer vollendeten Blüthe ist das eigenste Product, die sprechendste und bedeutendste Manifestation dieses Geistes, sie ist im Wesentlichen die Geschichte dieses Geistes selbst bis zu jener glorreichen Epoche im Anfang des Cinquecento, welche die größte seiner ganzen Entwicklung bis auf diesen Tag geblieben ist.

Für die eigenthümliche Richtung dieses Geistes ist in den Anfängen seiner Entwicklung vornehmlich bezeichnend sein Verhalten zum gothischen Stil, diesem merkwürdigsten Erzeugniß des Mittelalters. Man hat neuerdings auf den Umstand großes Gewicht gelegt, daß dieser Stil sich zuerst in Frankreich entwickelte, und geglaubt, den Charakter desselben hauptsächlich aus der Eigenthümlichkeit der französischen Nationalität erklären zu können. Man will in den Formen der gothischen Architektur etwas von der unruhigen Beweglichkeit des französischen Naturells, in der Complicirtheit des technischen Systems eine Art geistreicher Verwickelung nach französischem Geschmack erblicken. Auf diese Analogien dürfte sehr wenig zu geben sein, schon deshalb, weil der modern französische Charakter, den man dabei vorzüglich im Auge hat, vielleicht erst in der Zeit Franz I. merkbar hervortritt, jene Zeit aber, wo die Gothik in Frankreich entstand und blühte, die Zeit Philipp Augusts und Ludwigs des Heiligen, jener königlichen Kreuzfahrer, die Blüthezeit der französischen Scholastik, ohne Zweifel von diesem modernen Wesen noch nicht viel aufzuweisen hat. Die Charaktere der nördlichen Völker hatten sich um diese Zeit noch wenig geschieden. Der Geist des Mittelalters stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und fand an diesen jugendlichen Nationen seine willigsten Diener; das Gesetz der Kirche beherrschte sie gleichmäßig, die Völker wie die Individuen, es gab ihrem Gemüthe dieselbe Richtung, ihrer geistigen Bildung dieselbe Physiognomie. Nicht wie die Italiener durch die Erinnerungen einer früheren Cultur gebunden, in der Jugend ihrer Entwicklung und durch eine gewisse gemeinsame Naturanlage zu Extremen geneigt, vermochten sie sich, neben aller noch herrschenden moralischen Rohheit, mit der naivsten Begeisterung dem überstunlichen Zuge des katholischen Christenthums hinzugeben. Die einseitige Aufregung des idealistischen Sinnes, welche durch die Lehren des katholischen Dogma bewirkt wurde, dieselbe Richtung der Phantasie auf das Ideal eines überirdischen Jenseits, die sich in der Askese bis zum welt- und naturfeindlichsten Fanatismus steigerte, diese war recht eigentlich die Urheberin und die

Seele des gothischen Stils. Wie die gesammte Cultur, so trug auch dieser Stil bei den nordischen Völkern der damaligen Zeit im Wesentlichen ganz die nämlichen Züge. Die Verschiedenheiten, die er bei ihnen zeigte, betreffen nicht sein inneres Wesen; jedenfalls sind sie an Bedeutung nicht zu vergleichen mit den abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Gestalt der italienischen Gothik. Der Stil der nordischen ist weder streng französisch, noch streng deutsch oder englisch — diese nationalen Unterschiede hatten sich überhaupt noch nicht scharf ausgeprägt — das Mittelalter, der Katholicismus ist sein Charakter.

Rein und vollkommen erscheint dieser Stil nur in den Formen der Architektur ausgesprochen. Jene gewaltigen Dome, welche das Mittelalter dem Cultus seines transcendentalen Idealismus errichtete, sind ohne Zweifel die höchsten Hervorbringungen desselben im Gebiete der Kunst, das vollständigste Symbol seiner Sinnesweise. Sculptur und Malerei, die sich während der romanischen Periode ziemlich selbstständig entwickelt hatten, treten zu der Architektur des gothischen Stils in das Verhältniß der völligen Dienstbarkeit. Als ornamentales Beiwerk derselben schon räumlich an einer freien Entfaltung verhindert, die Malerei ungleich mehr als die Sculptur, sind sie in ihrer Formenbildung durch die eigenthümlichen Gesetze dieser Architektur auf das wesentlichste bedingt. Auch wo sie von derselben äußerlich unabhängig auftreten, macht sich der Einfluß dieser Gesetze noch geltend. In dem stereotypen Charakter ihrer eigenthümlich geschwungenen Linien, die gegen die ruhigeren Formen der romanischen Bildwerke merkwürdig contrastiren, in der schlankeren Bildung ihrer Gestalten giebt sich ein ähnliches Formengefühl kund, wie in dem Charakter der gothischen Bauweise. Unter der übermächtigen Herrschaft dieses architektonischen Princips waren sie einem gewissen Manierismus von vornherein verfallen. Am meisten wurde die Malerei ihren eigenthümlichen Lebensbedingungen entrückt; zur Zeit der höchsten Blüthe des gothischen Stils entbehrte sie in der That jedes Strebens nach Individualisirung und naturwahrer Ausdruck. Auch äußerlich am ungünstigsten gestellt, da ihr in den gothischen Kirchen nirgends eine ausgedehntere Fläche für monumentale Arbeiten geblieben war, erhob sie sich bekanntlich erst spät, erst am Ende des 14. Jahrhunderts, besonders in der Kölner Schule zu einer selbstständigen, ihrer Natur gemäßen Bedeutung.

Die Architektur ist außer der Musik die einzige Kunst, deren ästhetische Formen in keiner Weise auf Naturnachahmung beruhen. Sie ist, bedingt

zwar durch die Forderungen ganz realer Bedürfnisse, dennoch neben jener in ihrer ästhetischen Erscheinung die freieste, von der Wirklichkeit unabhängige Hervorbringung der künstlerischen Phantasie. Gewissermaßen kann daher schon der Umstand allein, daß die eigenthümliche Geistesrichtung des Mittelalters sich vollständig nur in der Architektur auszudrücken vermochte, dazu dienen, den idealistischen Charakter derselben zu bezeichnen. In dem abstracten Element architektonischer Formen fand sie das geeignetste Mittel zur Symbolisirung ihres Strebens nach jenem phantastischen Ideal eines mysteriösen Jenseits. Dieses Ideal selbst entzog sich natürlich jeder wirklich künstlerischen Darstellung.

Auch von der individuellen Persönlichkeit des Künstlers ist keine Kunst so wenig abhängig als die Architektur. Wir pflegen in so prägnantem Sinne, wie wir von dem Stile eines bestimmten Bildhauers oder Malers reden, nicht auch, oder nur in seltenen Fällen, von dem Stile dieses oder jenes Architekten zu sprechen. Immer sind es gewisse allgemeine Ideen, Gedankenrichtungen, von denen ganze Völker und Epochen beherrscht werden, wodurch sich der Charakter großer Bauwerke vorzugsweise bestimmt. Im höchsten Grade besitz die gothische Architektur den Charakter einer solchen monumentalen Allgemeinheit. Nirgends tritt in ihr, in keinem nur einigermaßen bedeutsamen Zuge die Regung einer bestimmten künstlerischen Persönlichkeit hervor. Man hat auf die Bedeutung der handwerksmäßigen Technik in der gothischen Bauweise aufmerksam gemacht, wie diese nicht selten mit einer gewissen Präzision hervortrat, wie es bei der Ausführung gothischer Bauten weniger auf den Gedanken des einzelnen Baumeisters als auf seine technische Virtuosität und die seiner Arbeiter ankam. Dies ist vollkommen richtig, nur darf man die bloß technischen Leistungen der Gothik, wie das von gewissen Gegnern derselben geschieht, nicht als das Bedeutendste dieser Bauweise ansehen wollen. Die Conception des Architekten und seine künstlerische Persönlichkeit war allerdings nicht das Wichtigste, und es ist gewiß kein bedeutungsloser Zufall, daß uns bei so vielen gothischen Domen der Name des Baumeisters nicht überliefert ist. Ein architektonischer Gedanke von künstlerischem Werthe war darum nicht minder vorhanden; er war aber in viel geringerem Grade, als dies in späteren Zeiten der Fall ist, das specielle Eigenthum des einzelnen Künstlers, er erscheint vielmehr ganz nur als das Product der allgemeinen Lebensrichtung jener Zeit. Der geistige Urheber des Bauwerks war nicht eigentlich der Architekt, der es ausführte, sondern eben jener kirchlich religiöse Enthusiasmus,

von welchem die Zeit beherrscht wurde, jenes, seinem Ursprunge nach' streng idealistische Princip der Hierarchie, neben welchem die einzelne Individualität kein Recht und keine Macht besaß.

Wie verhielten sich nun die Italiener dieser Gothik gegenüber? Unmöglich konnten sie sich gegen dieselbe gänzlich verschließen; dafür war sie ein zu gewaltiges Phänomen. Sie nahmen das nordische Wesen bei sich auf, aber nicht ohne dasselbe ihrer Eigenthümlichkeit gemäß zu machen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die denkwürdige Umgestaltung, die der gothische Stil bei ihnen erfuhr, in einer Ermäßigung seines strengen und ernsten Spiritualismus bestand. Dem Geschmack des Italieners widersprach die rigoristisch gewaltsam der Höhe zustrebende Richtung, die den gothischen Bau in allen seinen Gliedern beherrscht; man fühlte sich beengt zwischen den dicht beisammen stehenden Pfeilern, die dem Blick und der Empfindung sich auszudehnen verwehrt. Das Gesetz der aufsteigenden Verticalen wurde moderirt, der Körper des Gebäudes mehr in die Horizontale gestreckt, die Pfeiler wurden weiter aus einander gerückt, die Bogen weiter gespannt, der ganze Bau weiträumiger gestaltet. Die Mauermaße, deren materielle Schwere die Gothik als einen Widerspruch gegen ihr Princip empfunden, welche sie deshalb möglichst beschränkt und auf das mannigfaltigste durchbrochen, gegliedert und in leichtes Maßwerk aufgelöst hatte, — dies feste Element des Baues ließ man wieder in breiteren Flächen hervortreten und gab so dem Ganzen eine ruhigere Wirkung. Die schlanken reich gegliederten Pfeiler werden mit einfacher, fester gebildeten oder auch mit Säulen vertauscht, und jene in der Regel wie diese mit Capitälern versehen, um ihren jähen Wuchs in die Höhe des Gewölbes zu hemmen. Die Thürme, der bedeutendste Ausdruck der nordischen Gothik, in dem sich gleichsam die Summe aller nach oben strebenden architektonischen Kräfte zusammenfaßt, verlieren natürlich in der italienischen Gothik bei der Bevorzugung der Horizontale den Charakter eines wichtigen und wesentlichen Baugliedes. Sie wurden, wie in der romanischen Architektur, mit dem Bau entweder nur auf äußerliche Weise verbunden oder, was das Häufigere war, von demselben ganz abgetrennt. Sie hülften ihren symbolischen Charakter ein und behielten als Campanili, als Träger und Behälter der Glocken nur ihre ursprüngliche, praktische Bedeutung. An die Stelle der asketischen Erhabenheit und Majestät, welche dem Baue nordischer Kathedralen eigen ist, trat in den italienischen ein gemilderter Ernst, der die Heiterkeit irdischen Behagens nicht völlig unterdrückt.

Sinn und Gefühl werden nicht so gewaltsam nach oben gerissen, sie können sich in den weiten Räumen mit einer gewissen feierlichen Ruhe verbreiten. Es waren eben nicht einzelne Neußerlichkeiten, sondern die wesentlichen Grundzüge des gothischen Stiles, welche verändert wurden. Man wird nicht behaupten können, daß die Werke, die aus dieser Umgestaltung hervorgingen, den Charakter einer vollkommenen innern Einheit tragen, eine wirkliche Ausöhnung des vertikalen und horizontalen Principis wurde nicht erreicht; aber es wäre blinde Parteilichkeit für die nordische Bauweise und ästhetischer Rigorismus, wollte man der italienischen Gothik deshalb jede Berechtigung absprechen. Wurde der gothische Stil im Süden einmal aufgenommen, so konnte er dem Schicksal jener Metamorphose unmöglich entgehen.

Die Gefühlsrichtung, welche diese Umwandlung hervorbrachte, befindet sich zu der streng mittelalterlichen in einem sehr offenbaren Gegensatz. Wer möchte ihre Ähnlichkeit mit derjenigen verkennen, auf welcher früher die Vorliebe für die Formen der romanischen Bauweise, für die Traditionen des Alterthums beruhte? Wer möchte verkennen, daß es dieselbe ist die sich später, vollständig entwickelt, auf eigenthümliche und freie Weise in den heiteren, lustigen Räumen der Renaissancebauwerke kundgibt?

Diese Sinnesweise mit ihrer deutlich ausgesprochenen Empfänglichkeit für den Reiz der sichtbaren Welt, offenbart sich gleichzeitig in dem Streben nach einer selbständigen Ausbildung der Malerei und Sculptur, namentlich bei Giotto und der Pisaner Bildhauerschule. Das selbständige Interesse für diese Künste, welches nothwendig eine gewisse Freude an der sinnlichen Erscheinung voraussetzt, ist für die allgemeine künstlerische Stimmung ebenso charakteristisch, wie jenes ausschließliche Interesse, welches man zu derselben Zeit im Norden der Architektur zuwandte. Malerei und Sculptur wurden in Italien allmählig souverän und gewannen zuletzt auf den Charakter der Architektur im Zeitalter der Renaissance sogar einen sehr entscheidenden Einfluß, der sich vorzüglich in der schönen und reichen Entwicklung des decorativen Details, aber auch in der ganzen Compositionsweise zu erkennen giebt.

In der Zeit, wo die Gothik in Italien Eingang fand, um sogleich jene eigenthümlich nationale Umbildung zu erfahren, hatte sich die italienische Nation eben erst als solche fühlen gelernt. Das Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeit hatte aber erst angefangen sich bedeutsam zu documentiren, namentlich in der Ausbildung der sogenannten lingua volgare zu einer

neuen und selbständigen Literatursprache. Nachdem bereits jene Poeten, die Kaiser Friedrich II. in Palermo um sich versammelte, das Italienische zu dem Organ einer neuen Dichtungsweise erhoben und diesem Beispiel im Verlauf des 13. Jahrhunderts manche Andere wie Guicinielli und Cavalcanti sich angeschlossen hatten, war es bekanntlich Dante vor Allem, welcher der italienischen Sprache und damit dem Wesen des italienischen Volkstums zu einem bedeutenden Siege verhalf. Sein Entschluß, die lateinischen Hexameter, in denen er das *Inferno* begonnen hatte, gegen italienische Terzinen zu vertauschen, wirkte entscheidend nicht bloß auf die weitere Entwicklung der italienischen Poesie, sondern auf die Gestaltung der gesammten Cultur Italiens. Auf alle Gebiete des geistigen Lebens war Dante gerade durch die Energie seines eigenthümlich nationalen Charakters von weitgreifender Wirkung.

Wir deuteten schon oben darauf hin, wie Dante, auf der Grenzscheide der beiden großen Culturperioden des Mittelalters und der neueren Zeit, die Elemente beider auf merkwürdige Weise in sich verbindet. Der Inhalt seiner *divina comedia* ist ein ganz phantastischer, aber in der Behandlungsweise herrscht der entschiedenste Realismus. Die Schärfe seiner Charakteristik, die sinnliche, greifbare Deutlichkeit in der Darstellung seiner Visionen, das Drastische seiner Gleichnisse, der Reichthum an Beobachtungen der Natur und der ganzen äußeren Welt, das Vergnügen der Empirie, die Wahrheit der Seelenschilderung, die individuelle Ursprünglichkeit der Auffassungsweise — dies alles sind Dinge, welche dem Geist des Mittelalters fremd waren. Das Entschiedene, Klare und Bestimmte, das sinnlich Anschauliche auch bei idealen Vorstellungen, das malerisch Plastische, was dem poetischen Stil Dante's als ein recht italienischer Charakterzug eigenthümlich ist, wie seltsam contrastirt es gegen jene Poesie des Ahndungsvollen, dunkel Gestaltenlosen, die auf die Phantasie des mittelalterlichen Nordens einen so großen Reiz ausübte! Gewiß war es zum nicht geringsten Theil diese malerische Bestimmtheit in dem Stil der *divina comedia*, welche neuere Künstler so vielfach zu bildlichen Darstellungen ihres Inhalts aufgefordert hat. Zu Dante's Zeit und während der ganzen Periode der Renaissance hat die bildende Kunst ihre Gegenstände zwar nur sehr selten dem Dichter unmittelbar entlehnt; aber die Einwirkungen seines Geistes, seiner eigenthümlichen Anschauungsweise lassen sich bis zu den Werken Rafaels und Michelangelo's verfolgen. Bei Giotto, dessen Ruhm der Dichter selbst verkündigte und der zu einer Stelle des Paradieses in

einem Bilde der Kirche S. Francesco zu Assisi eine directe Illustration gegeben hat, zeigt sich der Einfluß Dante's in mannigfacher Weise nicht bloß in den epischen Anlagen seiner gedankenreichen cyclischen Compositionen, sondern ganz entschieden auch in der Bestimmtheit der Darstellung, in der Deutlichkeit, womit er selbst ganz allegorische Vorgänge anschaulich zu machen weiß. Naturwahrheit in dem üblichen Sinn erstrebte Giotto noch nicht, zu einer realistischen Durchbildung der Körperformen machte er noch keinen Versuch; aber in der lebendigen Art der Schilderung des Geschehenden, der Begebenheit, in der Charakteristischen Haltung und Bewegung der Gestalten, in dem sprechenden Ausdruck der Geberden zeigen seine Werke im Vergleich mit denen der früheren Periode unzweifelhaft einen höchst bedeutenden Fortschritt. Während die Malerei bis zu ihm, auch in ihren besten Werken, von den traditionellen Typen und Geberden kaum merklich abweicht, das objective Gesetz der Tradition im Allgemeinen nicht antastet und sich darauf beschränkt die Formen der Ueberlieferung im Sinne der Ueberlieferung zu beleben, macht sich bei Giotto zuerst eine entschiedene Eigenthümlichkeit der Auffassung geltend. Er fängt an, mit eigenen Augen zu sehen; er stellt Figuren und Situationen dar, nicht wie die Tradition von Jahrhunderten sie vorschrieb, sondern wie er selbst sie dachte und schaute, wie sie ihm die Beobachtung der Wirklichkeit und des gegenwärtigen Lebens an die Hand gab. Er übersetzte die traditionelle Sprache der Malerei in das volkstümliche Italienisch und ist auch in diesem Punkte Dante vergleichbar; rimutò l'arte del dipingere di greco in latino e ridusse al moderno *) Aehnlich verhält es sich in der Sculptur mit Giovanni Pisano.

Das Hervortreten des Persönlichen, wie wir es namentlich in den Werken Dante's und Giotto's gewahren, hat die Bedeutung eines geschichtlichen Ereignisses. Man ist erstaunt, wenn man die vorangehenden Zeiten des Mittelalters überblickt, wie innerhalb des geistigen Lebens jedwede individuelle Regung von der Gewalt eines ideellen Despotismus so völlig unterdrückt werden können. Nur sehr allmählig lösten sich aus der großen, von einem gemeinsamen Culturgesetz fast gleichmäßig beherrschten europäischen Völkermasse die einzelnen Nationalitäten los. In Italien

*) Gemino in seinem Trattato, Cap. 1., nach Schnaase. Das „Latino“ bedeutet „Italienisch“; unter dem „Greco“ ist der Stil vor Giotto zu verstehen, der wegen seiner Verwandtschaft mit dem byzantinischen so bezeichnet wurde. S. Schnaase, Geschichte der bild. Kst. 7. 272.

saben wir nun mit dem volkstümlichen zugleich auch das ganz persönliche Element in einzelnen großen Erscheinungen zur Geltung gelangen. Welchen Reichthum bedeutender Namen, eminenter Charaktere bringt die nächste Folgezeit in dem gesegneten Lande hervor! Der Name Dante's steht an der Spitze derselben gleichsam wie ein vorbildlicher Typus der persönlichen Größe. Sein Portrait mit dem Ausdruck einer mächtigen Natur und eines ebenso mächtigen Willens bildet den Anfang jener großen Reihe bedeutender Charakterköpfe der Renaissance. Wie das Gefühl der Persönlichkeit in ganz modernem Sinne in ihm lebendig war, bezeugen am deutlichsten seine Selbstbekenntnisse in der *vita nuova*; schon das Bedürfnis, solche zu machen ist ein Beweis dafür. Späterhin sind vollständige Selbstbiographien nichts Seltenes.

Unter den mannigfachen Erscheinungen, in denen sich uns die Reaction dieser Zeit gegen das Ideal des Mittelalters kundgab, werden wir das Auftreten des persönlichen Elementes als das eigentliche Grundphänomen betrachten müssen, sowohl in der Kunst dieser Zeit, als in der gesammten Kultur derselben. Man hat der letzteren sehr bezeichnend den Namen Humanismus gegeben. Die menschliche Natur, die während des ganzen Mittelalters zu keinem wirklichen Selbstgeföhle gelangt war, gewahrte und entdeckte gleichsam sich selbst, und damit zugleich die umgebende Welt; das Verdammungsurtheil, welches das Mittelalter über jene wie diese ausgesprochen, wurde vernichtet, die menschliche Persönlichkeit, die Subjectivität in ihre Rechte eingesetzt. So exclusiv die gesellschaftliche Stellung der eigentlichen „Humanisten“ war, das Princip des Humanismus durchdrang die ganze Existenz der damaligen Zeit; wir sehen ein Geschlecht vor uns, welches, des Phantastischen entwöhnt, bewegt wird von recht menschlichen Interessen, das nicht mehr entsagen, sondern genießen will, was „der Menschheit zugetheilt ist“. Eine gewisse Ungebundenheit der Sitte ist charakteristisch für die ganze Zeit, ein gewisser Uebermuth des Lebens, ein Ungestüm der Kräfte, der sich nicht selten bis zur Vermessenheit steigert. Das leidenschaftliche Verlangen nach Anerkennung des persönlichen Werthes spricht sich nirgends stärker aus als in den Kreisen der Humanisten selbst. Die Idee des Ruhmes, der Sinnesweise des Mittelalters fremd, der Begriff jener *samae immortalis gloria*, wie sie der Sehnsucht Petrarca's vorwebte, war wesentlich ein Product der humanistischen Lebensrichtung. Es war der dem Mittelalter fremde Glaube an die Macht und Würde der menschlichen Natur, worauf das Pathos dieses

humanistischen Selbstgefühles, welches sich freilich häufig genug in verworfliche Eitelkeit verirrte, als auf seinem idealen Grunde beruhte, jener Glaube, aus welchem das für den ganzen Humanismus charakteristische Streben nach einer freien, ebenmäßigen und universonellen Entwicklung des menschlichen Vermögens hervorging. Eines der schönsten Zeugnisse für diese ideale Tendenz des Humanismus ist die Rede des edeln Picus von Mirandula über die Würde des Menschen, und mit Recht wird die folgende Stelle derselben als besonders bedeutsam ausgezeichnet:*) „Ich schuf dich, spricht der Schöpfer zum Menschen, als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich, allein, damit du dein eigener freier Bildner seiest. Du kannst zum Thiere entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wieder gebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe ihr fertiges Wesen mit, die Engel sind von Anfang an, was sie in Ewigkeit bleiben werden — du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast die Keime eines allartigen Lebens in dir.“

Die Selbstbefreiung des menschlichen Geistes von den Anschauungen des Mittelalters vollzog sich hier in Italien nicht, wie später in Deutschland, in einem directen Widerspruch gegen das kirchliche Princip; jedenfalls deshalb, weil man die Macht desselben hier niemals in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte. Man entzog sich den Banden der kirchlichen Autorität ohne sie ernstlich zu bekämpfen. Späterhin wurde die Kirche selbst von der humanistischen Bewegung ergriffen und gerieth so, da sie ihr Princip äußerlich aufrecht zu erhalten strebte, mit sich selbst in einen unheilvollen Zwiespalt. Die geistlichen Interessen waren ermattet schon seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts, das Ansehn der Kirche, schon damals erschüttert, sank völlig dahin während jenes verhängnißvollen Exiles der Päpste in Avignon. Man wendete sich entweder gleichgültig von der Kirche ab oder bekämpfte sie, wie Poggio in der Faccezen, mit der Waffe des Wiges. An eine ideelle Versöhnung mit derselben, wie sie der Humanismus gegen Ende des 15. Jahrhunderts erstrebte, dachte man zunächst nicht. Die Kunst behandelt zwar fortwährend kirchliche Gegenstände, aber das specifisch katholische Gefühl verflüchtigt sich zusehends. Schon die Bilder Giotto's haben nach dem oben Gesagten keinen eigentlich hieratischen Charakter mehr; sie sind nicht mehr bloße

*) S. Burckhardt, Cultur der Renaissance. S. 132.

Symbole eines übersinnlichen Dogma, die künstlerische Erscheinung hat bereits eine selbständige Geltung gewonnen, menschliches Gefühl, menschliches Pathos besetzt die Gestalten. Es humanisiren sich die kirchlichen Vorstellungen gleichzeitig mit dem Erwachen des eigentlich künstlerischen Triebes in Sculptur und Malerei, sie werden vielmehr humanisirt wesentlich durch diesen Trieb, der nicht mehr bloß andeuten und symbolisiren, sondern darstellen will. Die Erscheinung wird zur Hauptsache, sie soll nicht mehr wie früher, ein bloßes Erinnerungsmittel sein für etwas Unausgesprochenes, Transcendentes, sie selbst soll interessiren mit dem, was an und in ihr ist. Das Element der Körperlichkeit gelangt zu selbständiger Würde, die menschliche Gestalt, als das vornehmste Object der bildenden Kunst, diese selbst mit all der Armuth, Größe und Schönheit, die sich in ihr offenbaren kann, nichts derselben Jenseitiges, ist Zweck und Gegenstand der Darstellung. So befreit sich die Kunst, indem sie nur das will, was ihres Wesens ist, innerlich aus dem Dienste der Kirche, und ihre Werke, auch diejenigen, deren Stoff durch kirchliche Vorstellungen gebildet wird, nehmen nur ein künstlerisches, kein dogmatisches Interesse mehr in Anspruch. Die Gebilde der religiösen Phantastie, hören in der That auf, im eigentlichen Sinne Gegenstände des Glaubens zu sein, sobald die Kunst sie mit dem vollen Glanz der sinnlichen Erscheinung umgiebt, sie verlieren den Schein einer transcendenten Realität in dem Augenblick, wo sie eine wirklich künstlerische erlangen. Sie werden dadurch zu etwas ganz Anderem, aus übernatürlichen Idolen, die keine wirkliche Sympathie in der Brust ihrer Verehrer erwecken, zu menschlichen Idealen, zu Gegenständen unsrer Liebe, unsrer Sehnsucht und Begeisterung. Sie steigen herab aus dem abstracten Himmel ihrer geisterhaften Existenz, von ihren Bildern verschwindet der Goldgrund, auf welchem sie in ihrer Beziehungslosigkeit zu allem Irdischen dem Auge des Gläubigen erschienen waren, sie nehmen Körper und sinnliche Gestalt an und betreten den Schauplatz dieser Welt. Der Geist des Mittelalters erlosch in der ersten echt künstlerischen Verkörperung seiner Phantasten, er entwich vor dem ersten Strahle wirklicher Kunst.

Zunächst äußerte sich, wie wir bei Giotto sahen, der neu erwachte künstlerische Trieb in dem Streben nach charakteristischer Lebendigkeit der Darstellung. Noch weit energischer trat dieses Streben hervor am Beginn des Quattrocento, eine erhöhte Empfindlichkeit für den Reiz der sinnlichen Erscheinungswelt gefellte sich demselben; das lebhafteste Gefühl für die Bedeutung des körperlichen Momentes in der bildenden Kunst. Mit einem

fast leidenschaftlichen Eifer warf man sich nun auf das Studium der Natur und suchte die Gesetze der Erscheinung, die Regeln der Perspective, das Geheimniß der Anatomie zu ergründen. In dem Ausdruck aller Erscheinungsformen, namentlich aber in der Durchbildung der menschlichen Körperformen trachtete man jenen Schein der Wahrheit zu erreichen, durch den es allein möglich ist, ergreifend auf die Phantasie des Beschauers einzuwirken. Bekanntlich richtete vorzüglich die Florentiner Plastik und Malerei jener Epoche ihre Kraft auf die Erreichung dieses Zieles. In den Sculpturen Donatello's und seiner Schüler tritt uns das Streben nach realistisch-er Bestimmtheit mit einer fast schroffen Härte und Einseitigkeit entgegen, während sich in den Werken Ghiberti's mit der lebensvollen Wahrheit des Vortrags schon ein bewunderungswürdiger Schönheitsfönn verbunden zeigt. Die Fresken Masaccio's und Benozzo Gozzoli's schildern uns Gegenstände der heiligen Geschichte ganz in dem Costüm und Geist ihrer Zeit. Den Schauplatz bilden die Hallen florentinischer Kirchen, die Gemächer florentinischer Paläste, die Gärten bei florentinischen Villen. Wie sehr aber unterscheidet sich dieser, die ganze Kunst des Quattrocento beherrschende Realismus von dem verwerflichen einer sinkenden Kunstperiode! Gerade das Gegentheil bemerken wir hier von jener öden Empfindung, die uns aus den Naturnachahmungen einer solchen Periode oft mit so frostiger Nüchternheit anspricht. Die frischeste Lust an der Natur und menschlichen Existenz, eine erquickende Freundigkeit und Kraft des Geföhles erfüllt dieses realistische Streben und erhebt sich in vielen glücklich gelungenen Werken zu einer eigenthümlich festlichen Stimmung, in der bald das Würdevolle bald das Heiter-Numuthige stärker hervortritt. Den anziehendsten Ausdruck hat diese poetische Stimmung vielleicht in jenen berühmten Fresken Benozzo's im Campo Santo zu Pisa gefunden. Auch das eigentlich Aesthetische, das Gefühl für die Schönheit der Formen zeigt sich bei diesem liebenswürdigen Meister, ähnlich wie bei Ghiberti, in hohem Grade entwickelt.

Ohne Zweifel macht sich der Einfluß der Antike auf das bildnerische Gefühl der Renaissance schon jetzt in vereinzeltten Fällen bemerkbar, doch aber nicht in einem solchen Grade, daß man sagen könnte, er sei von vornherein für die Entwicklung desselben von entscheidender Bedeutung gewesen. Wir sehen, Malerei und Plastik entwickeln sich vollkommen selbstständig und originell. Abhängiger von den Vorbildern der Antike erscheint, wie wir sehen werden, die Architektur der Renaissance.

Lange vor dem künstlerischen Studium des classischen Alterthums war das literarische desselben erwacht. Die Humanisten waren zu ihm durch eben das zurückgeführt worden, was in ihrer Sinnesweise gegen das Mittelalter protestirte. Bei den Classikern des Alterthums fanden sie das, was sie suchten, eine edle, in schönen Formen ausgeprägte Geisteskultur, im Gegensatz zu der dunkeln Scholastik des Mittelalters eine helle, aus freier voraussetzungsloser Vernunft entsprungene Wissenschaft, eine Poesie, in der sich ein bedeutendes weltliches Dasein spiegelte, die erfüllt war von echt menschlichen Empfindungen. Zu diesem geistigen Interesse kam noch das nationale hinzu. In der römischen Kultur, die man von der griechischen noch wenig zu unterscheiden wußte, erblickte man den Ursprung der eigenen nationalen Entwicklung, die Erinnerung an das Alterthum war die Erinnerung an die alte Größe des eigenen Volkes.

Schon Dante hatte das Alterthum dem Bewußtsein der Zeit wieder nahe gerückt. Den Virgil, dessen Name niemals aus dem Gedächtniß des Mittelalters verschwunden war, erwähnte er sich zum Führer durch das Inferno und Purgatorio und nannte ihn seinen Meister im Gesang. Nach ihm verkündigte mit dem Enthusiasmus der völligen Ueberzeugung Petrarca seiner Zeit das Evangelium der classischen Welt. Er war der erste eigentliche Humanist. Seine lateinischen Poesien, seine Briefe über das Alterthum waren bei den Zeitgenossen nicht minder bewundert als seine italienischen Dichtungen, an die jetzt bei der Nennung seines Namens meist ausschließlich gedacht wird. Seine Verehrung des classischen Alterthums galt auch den Denkmälern der Kunst. Ihm gehört das Verdienst für die mit barbarischer Gleichgültigkeit behandelten Ueberreste derselben das Interesse, zuerst wieder lebhaft angeregt und zur Pietät gegen sie ermahnt zu haben. „Schämt ihr euch nicht, sagt er zu den Römern, einen schändlichen Handel mit den Ueberbleibseln zu treiben, die den Händen eurer barbarischen Vorfahren noch entgangen sind, und zu sehen, daß sogar die trägen Bewohner von Neapel ihre Stadt mit euren Säulen, mit den Standbildern und Grabmalen zieren, welche die Asche eurer Vorfahren decken?“*)

Auf das eifrigste wurde nach dem Vorgange Petrarca's die sogenannte neulateinische Dichtung von den Humanisten gepflegt, und sie selbst rechneten

*) Hortat. ad. Nicol. Laurent bei Tiraboschi. Storia della lit. Ital, nach Roscoe, das Leben Leo X.

sich dieselbe zum höchsten Ruhme an. Für uns ist diese Poesie eigentlich nur insofern von Interesse, als sie in dem ganzen Zeitalter der Renaissance das einzige Beispiel einer wirklichen Imitation des classischen Alterthums bietet. In der Kunst jener Zeit ist die Absicht einer solchen Imitation in keinem einzigen Falle zu bemerken, sie hat die Antike niemals bloß nachgeahmt. Allerdings war für die Kunst von vornherein kein so bedeutender Reichthum classischer Muster vorhanden als für die Dichtung; die wichtigsten Auffindungen antiker Sculpturen erfolgten erst unter Alexander VI. und Julius II. Man könnte daher in gewissem Sinne sagen, der Mangel an bedeutenden classischen Vorbildern im Anfange der neuen Kunstentwicklung sei für sie von Vortheil gewesen, er habe die Selbstständigkeit derselben begünstigt. Aber in der That hätte die bildende Kunst den Apoll von Belvedere und den Laokoon auch früher gekannt, die Bewunderung dieser Werke würde sie dennoch nicht zu dem Versuche einer wirklichen Imitation der Antike verleitet haben, es war in ihr von Anfang eine zu originelle Kraft. Der energisch productive Geist, der sie von Anfang belebte, suchte nach einem selbständigen Ausdruck und hätte sich der bloßen Nachahmung niemals bequemt. In den Dichtungen der Humanisten kam so wenig, wie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten eine wirklich schöpferische Kraft der Nation zu Tage; es giebt manches geistvoll Gelingene unter den Nachahmungen der classischen Poesie, aber von sehr vielen derselben läßt sich mit Recht behaupten, was Papadopoli von Vida's Dichtungen sagt: *elegantissime et latinissime frigent*. Während die bildende Kunst einen durchaus volksthümlichen Ursprung hatte, war die gesammte humanistische Literatur von vornherein das Product einer exclusiven Bildung. Lange blieben die Künstler als Genossen des Handwerks den Humanisten in gesellschaftlicher Beziehung entschieden untergeordnet; sie behielten in ihren äußerlichen Verhältnissen die frühere Einfachheit des zünftigen Wesens bis zu einem gewissen Grade auch dann noch bei, als ihre Kunst bereits die Bahn einer höheren, über das Volksthümliche hinaus zu idealeren Zielen aufsteigende Entwicklung betreten hatte. Für die bildende Kunst, mehr noch als für die Architektur liegen die befähigenden Eigenschaften in Wahrheit sehr wesentlich in der Eigenthümlichkeit der italienischen Volksnatur; nirgends erscheint der Genius dieses Volkes bedeutender als hier, in den Hervorbringungen seiner bildnerischen Phantastie. Die dichterische steht an intensiver Kraft gegen diese ohne Zweifel zurück; denn weder von der Poesie der Renaissancezeit, noch von irgend einer späteren italienischen

Dichtung läßt sich sagen, daß sie eine gleiche Höhe der Classicität erreicht habe, wie die Malerei und Sculptur des Cinquecento.

Einen sehr speciellen Einfluß hat die humanistische Literatur, wie sich erwarten läßt, auf die bildende Kunst Italiens nicht ausgeübt. Im Allgemeinen mußte der Hauch eines freieren Geisteslebens, der von ihr ausging, allerdings auch der freieren Entfaltung der Kunst zu gute kommen, und durch ihren formellen Charakter, durch die classische Eleganz ihres Stils hat sie gewiß dazu beigetragen, das ästhetische Gefühl überhaupt, insbesondere das Interesse für die Schönheit auch künstlerischer Formen zu steigern, wie ohne Zweifel in der Literatur der Reformation die Vernachlässigung des Formellen, der Mangel des ästhetischen Interesses für die Entwicklung der deutschen Kunst nachtheilige Folgen hatte. Mehr innerlicher Art war die Einwirkung des literarischen Humanismus auf die Kunst in Italien erst zu der Zeit, als er sich in der Akademie zu Florenz dem idealen Zuge der platonischen Philosophie mit Vorliebe hingab. Etwa um dieselbe Zeit tritt in den Werken Pulci's und Bojardo's, später in denen Ariosto's, nach der ziemlich langen lateinischen Periode wieder eine eigenthümlich italienische Dichtung hervor. Merkwürdiger Weise jedoch zeigt diese durchaus keine innere, geistige Beziehung zu der bildenden Kunst der Renaissance. Weder finden wir bei ihr jenen jugendlich frischen Realismus, wie er uns aus den Bildwerken des Quattrocento anspricht, noch jenen großen idealen Sinn, den wir an den Meistern der Blüthezeit bewundern. Diese Dichtungen sind nicht viel mehr als ein heiteres, leichtes, ungebundenes Spiel der Phantasie; sie dienten hauptsächlich nur dem Zweck einer geistreichen Unterhaltung, wie die glänzende Gesellschaft an den Höfen zu Florenz und Ferrara sie liebte. Es spiegelt sich in ihnen die gefellige, ästhetische angeregte Stimmung dieser vornehmen Kreise. Aber schon insofern sind sie von großem Interesse; denn der Charakter dieser erlauchten Gesellschaft ist in vielfacher Rücksicht für die Cultur der Renaissance von typischer Bedeutung. Die kleinen italienischen Dynastien, die sich seit dem 14. Jahrhundert entweder consolidirt oder neugebildet hatten, wurden nach und nach zu ebenso vielen Mittelpunkten jener humanen Bildung und feinen Sitte, von der uns Castiglione in seinem Cortegiano ein so classisches Bild hinterlassen hat. Die freie Entwicklung des individuellen Lebens haben sie von Anfang herein in hohem Grade begünstigt und herausgefordert. Sie waren größtentheils durch Männer begründet, die, nicht auf das Ansehen einer Tradition gestützt, ihre Würde sich lediglich durch persönliche

Energie und Intelligenz erwarben. Das Beispiel solchen Gelingens mußte den Ehrgeiz erwecken auf dem politischen sowohl wie auf andern Gebieten geistiger Thätigkeit, und je weniger es in jenen Staaten dem Einzelnen schwer fiel, sich auszuzeichnen, um so lebhafter entzündete sich der Wett-eifer der Kräfte. Diese freie Bewegung des Lebens war es denn auch, in welcher sich die Kunst immer reicher entfaltete. Hochsinnige Fürsten suchten einen Ruhm in der Förderung und Pflege derselben. Ihre Gunst erhob die Künstler in socialer Beziehung zu einer höhern Stufe, zu einem gewissen aristokratischem, der Idealität ihres Berufes angemessenen Rang, und die Ehren, die man denselben erwies, die großen Aufgaben, die ihnen gestellt wurden, verlebten nicht, das Wachsthum ihrer Kräfte zu steigern. Man darf den Werth einer solchen Auszeichnung nicht zu gering anschlagen. Die gleichzeitige deutsche Kunst entbehrte derselben, und zu den mancherlei Umständen, welche sie damals zu keiner wirklichen Vollendung gelangen ließen, ist gewiß auch der mit zu rechnen, daß sie in dem beschränkten Kreise des Bürgerthums jener Zeit, in dem sie sich fast ausschließlich bewegte, keine bedeutende Aufmunterung, für ein höheres Streben, kein entgegenkommendes Verständniß fand. Die italienische Aristokratie und die Kunstblüthe jener Zeit gehören sehr wesentlich zu einander. Nur in beiden zusammen vollendet sich das glänzende Bild der Renaissance. Die Beziehung zu dem volksthümlichen Boden, aus welchem beide entsprossen waren, wurde nicht völlig gelöst, wie hoch sie sich auch über denselben erhoben. Am nächsten berührte sich, wie es scheint, der aristokratische Geist mit dem volksthümlichen in jenem ästhetischen Elemente, welches die ganze Atmosphäre des damaligen Lebens durchdrang. Keine andere Zeit ist an großen öffentlichen Festen so reich wie diese, und meist waren es jene fürstliche Machthaber selbst, von denen die Veranstaltung derselben ausging. Durch glänzende Maskeraden und Schaugepränge wissen sie die bewegliche Phantasie des Volkes zu vergnügen, und bekannt sind die Lieder Lorenzo Magnifico's, die man bei Gelegenheit solcher Feste zu singen pflegte. Das Wohlgefallen an einer anmuthigen und reichen Ausschmückung des Lebens war allgemein. Auch in der Tracht jener Zeit, wie wir sie aus den Bildern eines Ghirlandajo und Benozzo Gozzoli kennen lernen, verräth sich der allgemein herrschende Schönheitsinn; selbst das gewöhnlichste Geräth zeigt geschmackvolle Formen. Straßen und Märkte schmückten sich, wie im Zeitalter des Perikles, mit prachtvollen Denkmälern der Kunst, die Städte wetteiferten unter einander in glänzenden Bauunternehmungen.

Diese ästhetisch weltliche Richtung der Zeit, die wir als die herrschende betrachten dürfen, sie ist es wesentlich, worauf der Unterschied dieser Zeit vom Mittelalter und ihre Verwandtschaft mit dem griechisch-römischen Alterthume beruht. Der Zug dieser innern Verwandtschaft war es, wie wir sahen, der im Humanismus zuerst zu einem ausdrücklichen Studium, einer eifrigen Nachahmung des letzteren antrieb. Welches ist nun, etwas näher betrachtet, das Verhältniß der Kunst zum classischen Alterthum?

Am frühesten und auffälligsten zeigt sich der Einfluß der Antike im Gebiet der Architektur. In Einzelheiten, aber auch nur in solchen, gewahren wir hier eine sehr directe Nachbildung classischer Muster. Von dem Ganzen der antiken Bauweise gab es noch keine so vollkommene Vorstellung, wie wir sie gegenwärtig auf Grund eingehender kunstgeschichtlicher Studien besitzen; aber auch in dem Umfang, in dem eine solche vorhanden war, wurde sie nicht unmittelbares Vorbild der Architektur; schon das einfach praktische Bedürfniß der modernen Zeit machte dies unmöglich. Indem nun der Geist der Renaissance die Anforderungen dieses Bedürfnisses zu einer künstlerischen Aufgabe erhob, entstand eine Compositionsweise, welche sich der Antike zwar in wesentlichen Einzelheiten anschließt, auch die allgemeine Idee eines gewissen architektonischen Rhythmus von derselben sich aneignet, ihr aber dennoch, was die Erfindung des Ganzen betrifft, unabhängig gegenübersteht. Sehr frei verfuhr man in der baulichen Anordnung der von der Antike entlehnten Formen, ohne jedoch in die Willkür eines bizarren Eklekticismus zu verfallen, und obwohl man nicht nach einem strengen architektonischen Organismus strebte, so wußte man dennoch in den räumlichen Verhältnissen meist die glücklichste Harmonie hervorzubringen. Man war nicht so sehr auf die innere logische Consequenz des baulichen Systems als auf das bedacht, was in den äußern Formen desselben dem Auge wohlgefällt. In der antiken Bauweise trifft das organisch Zweckmäßige mit dem künstlerisch Wohlgefälligen stets auf bewunderungswürdige Weise zusammen, das Nothwendige ist zugleich auch das Schöne, und wesentlich hierin beruht der classische Charakter der griechischen Architektur. In der Gothik dominirt das logische Princip nicht selten auf Kosten des ästhetischen; die architektonische Vernunft sieht sich hier fast immer befriedigt, gewiß nur in den seltensten Fällen findet sie eine bauliche Inconsequenz zu tadeln, wohl aber wird das Gefühl, welches Schönheit verlangt, häufig genug durch die schroffe Härte und Strenge der Formen, namentlich in der Ornamentik, verleßt. Es hängt dieser Mangel wie jener Vorzug mit der

Sinnesweise, aus welcher die Gothik hervorging, auf das engste zusammen. In der Architektur der Renaissance zeigt sich nun gerade umgekehrt das, was in dem gothischen Baustil mangelhaft ist, als sehr vollkommen, was in demselben vollkommen genannt werden muß, als unzureichend ausgebildet. So erfüllt auch die Renaissance ihrerseits die Anforderungen des architektonischen Ideales nicht so unbedingt wie der Stil der Antike. Die künstlerische Phantasie des Architekten überhebt sich, in der Lust ihres freien Schaffens, in ihrem fröhlichen Streben nach Schönheit nicht selten der Mühe des strengen Motivirens; manche der Bauformen, die sie der Antike entlehnt, wird nur ihres ästhetischen Reizes wegen angewendet, der Art, daß sie die bauliche Function, die ursprünglich in ihr ausgedrückt ist, nur noch scheinbar vollzieht. Das Ornament, das auch die Antike bei weitem freier behandelte als die Gothik, entwickelt sich in der Renaissance oft in so ungebundnem Reichthum, daß die constructiven Formen dem Auge fast zu verschwinden drohen. In diesem Uebergewicht des Decorativen äußert sich hauptsächlich, wie wir oben bemerkten, der Einfluß des malerisch-plastischen Princip, welches in der Kunst der Renaissance die Herrschaft führt. Und dieses Princip ist es denn auch vornehmlich, wodurch jenes persönliche Element, das in der gesammten Cultur der Zeit so bedeutsam hervortritt, einen Zugang findet in das Reich der Architektur, mit dessen Gesetzen es eigentlich nur wenig verträglich ist. Aber noch zeigt es sich maßvoll genug, und bleibt während der ganzen Periode der Renaissance in seinem Streben nach individueller Nuancirung der baulichen Formen weit entfernt von jenen Ausschweifungen in welche sich später der sogenannte Rococostil verirrte. Allerdings aber war die Möglichkeit zu dieser Verirrung, die schließlich eine völlige Auflösung der architektonischen Gesetze zur Folge hatte, von dem Augenblick an vorhanden, wo in der Baukunst der Renaissance das individuelle Moment eine bedeutende Geltung erlangte.

Noch weniger als in der Architektur der Renaissance offenbart sich in ihrer Plastik eine entschiedene Absicht, die antiken Bildungen zu regeneriren. So unerkennbar an der berühmten Thüre Ghiberti's, der kostbaren Pforte des Florentiner Baptisteriums, gewisse Formen, namentlich manche Motive der Gewandung an die Antike erinnern, so unzweifelhaft originell ist die gesammte Schönheit der einzelnen Figuren und die ganze Art der Composition. Für die letztere, welche das malerische Princip der Perspective in die Reliefdarstellung aufgenommen, ist in der Plastik des Alterthums kein einziges Vorbild aufzufinden. Nur wenig von antikem Einfluß wird

man in den anmuthigen Reliefs Luca della Robbias entdecken können, deren Vorzüge wesentlich auf naiver Naturbeobachtung beruhen. Völlig außer Bezug aber zur Antike stehen die herb realistischen Sculpturen Donatello's und seiner Schüler.

In der florentinischen Malerei des Quattrocento verhält es sich ähnlich. Auch hier ist, wie wir sahen, der Realismus das Vorherrschende. Am ersten sind vielleicht vereinzelt Nachahmungen der antiken Bildungsweise bei Luca Signorelli zu finden; doch beruht ohne Zweifel gerade das Bedeutendste in seinen Werken, die nahezu vollendete Darstellung des Nackten, in der Hauptsache auf dem unmittelbaren Studium der Natur. Antike Formen zeigen sich auf den Bildern dieser Epoche häufig nur in dem architektonischen Beiwerk. Wo man sich, was im 15. Jahrhundert noch ziemlich selten geschieht, neben dem christlichen Stoffen Gegenstände der antiken Mythologie und Allegorie zum Vorwurfe nimmt, überträgt man auch auf diese die realistische Darstellungsweise, und es wird auf das deutlichste fühlbar, wie es weit weniger die noch vorhandene Unzulänglichkeit des künstlerischen Vermögens als vielmehr der Charakter der künstlerischen Absicht ist, worauf der Abstand von der Antike beruht. Sandro Botticelli, einer der Ersten, der Gegenstände der genannten Art in die Malerei der Renaissance einführte, vereinigt in seinem Venusbild in den Uffizien mit einem feinen Realismus der Darstellung den Reiz einer gewissen novellistisch-märchenhaften Poesie; von mythologisch-antikem Charakter ist in diesem Bilde ebenso wenig zu finden als in den Darstellungen Pollajuolo's aus dem Leben des Herakles. In dem allegorischen Bilde Botticelli's, welches die Verleumdung nach einem von Plinius beschriebenen Gemälde des Apelles darstellt, erscheint die realistische Manier desselben sogar in das Bizarre gesteigert.

In der Schule von Padua wurde das Studium der alten Sculpturen allerdings mit der größten Sorgfalt gepflegt. Aber auch hier ist es nicht das ideale Princip der Antike, worauf man seine Aufmerksamkeit richtete. Was man hauptsächlich an diesen Sculpturen nachzuahmen strebte, war die plastische Bestimmtheit und Modellirung der Formen. Mit einem gewissen akademischen Eifer, der das Studium der Natur zurückdrängte und in dem gelehrten-Padua ganz begreiflich erscheint, trachtete man, der Malerei die formellen Eigenschaften der Plastik mitzutheilen, entfernte sich aber von dem Vorbild der Antike nur um so mehr, je ausschließlicher dieses Streben war, und verfiel nicht selten in eine Härte und fast

farrirkte Schärfe der Zeichnung, wie sie in der Schule der Florentiner, die mit einem frischeren Naturgefühl begabt waren, nirgends gefunden wird. Im Grunde jedoch ist die Richtung beider Schulen die nämliche, der künstlerische Charakter derselben ist bedingt durch dasselbe Streben, ihre Werke mit dem möglichst vollen Scheine körperlicher Wahrheit auszustatten.

Völlig unberührt von dem Einfluß der Antike entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der eigenthümliche Charakter der venezianischen Schule. Nicht beherrscht von dem Streben nach einem streng markirten Ausdruck der Formen, suchte man sich hier vor Allem des Elementes der Farbe zu bemächtigen und bildete dasselbe zu einem Mittel künstlerischer Darstellung aus, wie es der Kunst des Alterthums nach Allem, was wir von derselben wissen, völlig fremd gewesen ist.

Die umbrische Schule endlich, gegen die Einwirkung der Antike gleich sehr abgeschlossen wie gegen die erwähnten realistischen Richtungen, ist die einzige, in welcher die ideale Stimmung des Mittelalters vernehmlich fortflingt. Gerade sie aber war dazu ausersehen den Genius in ihrem stillen Kreise zu bilden, in welchem sich der Geist antiker Schönheit am herrlichsten und reinsten erneuern sollte.

Die Beziehung der Künstler des Quattrocento zu dem classischen Alterthum war die freieste die sich denken läßt. Ganz erfüllt von dem Interesse des gegenwärtigen Lebens und von der Lust des eigenen Schaffens, wie sollten sie auf einseitige Nachahmung desselben verfallen? Man suchte von ihm zu lernen, aber man wollte es nicht copiren. Die Künstler studirten es und nahmen von ihm, was sie brauchten; waren sie gewissermaßen Eklektiker in ihrem Studium, so waren sie es doch keineswegs in ihrer Kunst. Sie bildeten ihr Formengefühl an den classischen Mustern; die belebende Seele theilten sie ihrem Werk aus eigenem Vermögen mit. Und wie sich so die Kunst der Renaissance dem Alterthum gegenüber von Anfang an wesentlich selbständig entwickelte, so erhob sie sich auch, als am Ende des 15. Jahrhunderts der Geist eines großartigen Idealismus in ihr erwachte, in freiem Aufschwung zu gleicher Höhe mit den formenschönen Werken der Antike.

Dieser Idealismus, in welchem sich die Kunst der Renaissance vollendete, wie neu und unvergleichlich auch die Kräfte sind, die er entfaltet, steht der vorangehenden Entwicklung keineswegs unvermittelt gegenüber. Es ist bekannt, wie jede bedeutende künstlerische Erscheinung, von

welcher die wunderbar empfängliche Natur Raphaels berührt wurde, anregend und bildend auf sie eingewirkt hat. Man kann sagen, daß er die Hauptrichtungen der Malerei, die bis zu ihm getrennt neben einander bestanden, wie sie nach und nach an ihn herantraten, auf harmonische Weise in seiner Kunst vereinigte. Auch Michelangelo, dieser große Einsame, hat als Maler in Signorelli einen Vorgänger gehabt. Der Idealismus, der in den Werken dieser beiden Meister und in denen Leonardo da Vinci's seine höchsten Triumphe feierte, hat nichts zu thun mit dem Idealismus des Mittelalters, er ist im Gegensatz zu diesem humanistisch zu nennen, und künstlerisch im prägnanten Sinne. Die Ideale, welche die Phantasie dieser Künstler begeisterten, sind menschliche, wie wir sie oben geschildert; der menschlichen Natur nicht transcendent, sind sie nur die höchste Steigerung dieser Natur; die Form ist für jene Künstler nicht bloß das symbolische Zeichen eines Gedankens, der keine eigentliche Verwirklichung duldet, sondern der vollkommen genügende und unmittelbare Ausdruck des Geistes. Jeder Gedanke, der sie zum Schaffen anregte, war künstlerischer Natur, d. h. ein solcher, der ihnen von selbst in die Erscheinung überging; und bewunderungswürdig ist es, wie Raphael bei Gegenständen, wo die Abirrung in das Unkünstlerische sehr nahe lag, wie z. B. in der Disputa und Schule von Athen, mit genialem Blicke dasjenige herausfand, was allein auf wirklich künstlerische Weise darstellbar war, wodurch diese Gegenstände einzig eine künstlerische Dignität erhalten konnten. Dasselbe realistische Gefühl, mit dessen Erwachen die neue Kunstentwicklung begonnen, in welchem sich der neue Kreis derselben zuerst geäußert hatte, jenes Gefühl, welches das künstlerisch Mögliche umgränzt und dem wirklich Gewordenen die innere Lebenskraft ertheilt, eben dasselbe liegt auch dem Idealismus der Blüthezeit zu Grunde. Das tiefste Lebensgefühl durchdringt seine erhabenen Gestalten und verleiht ihnen die unwiderstehliche Macht der Wahrheit.

Weil dieser Idealismus so durchaus künstlerisch ist, steht er den mittelalterlich kirchlichen Anschauungen frei gegenüber, wie die gesamte Bildung der Zeit. Von Raphael können wir annehmen, daß er sich, bei der Naivetät seiner Künstlernatur, über dogmatische Fragen der Kirche niemals eine ausdrückliche Meinschaft gegeben, daß er sich dieselben niemals zu einem ernstlichen Problem gemacht hat. Das Göttliche, das ihm seine Kunst offenbarte, mußte ihm die höchste Befriedigung sein. Aber worin auch der Inhalt seines religiösen Glaubens bestanden, aus jedem Werk

seiner Hand können wir lesen, daß dieser Glaube mit der Welt vollkommen versöhnt war. Wer kann die Wunder der Schönheit enthüllen, der die Welt nicht mit den Sinnen der Liebe betrachtet? Ist nicht im künstlerischen Genius die idealste Geisteskraft mit dem leidenschaftlichen Gefühl der Liebe, die dem Wirklichen gilt, auf das innigste verbunden? Die Schönheit, jenes geheimnißvolle, gottmenschliche Wesen, war die alleinige Macht, der die Phantasie Raphaels gehorchte; ein Glaube, der sich mit der Hingebung an diese Macht nicht vertrug, konnte nicht der seinige sein. Sie war es, die seine Hand leitete, als er die Sixtina erschuf, als er die reizende Bewegung der Galatea entwarf, als er im Leben der Psyche die Gestalten der göttlichen Olympier zu neuem Dasein rief.

Aus den Sonetten Michelangelo's wissen wir, wie er, durch seine Natur und das Schicksal in schwere innere Geisteskämpfe hineingerissen, das Bedürfniß religiöser Versöhnung mit einem tiefen sittlichen Ernst empfunden hat. Aber völlig frei ist diese Empfindung von den Merkmalen katholischer Frömmigkeit. Die Natur dieser Kämpfe bezeugt vielmehr die höchste Selbständigkeit des sittlichen Geistes, sie bekundet ein protestantisches Gewissen; und in der That waren es protestantische, Italien vom Norden her heimsuchende Gedanken, von denen er in seinem späteren Alter lebhaft beschäftigt wurde. Halten wir uns nur an seinen künstlerischen Charakter, so ist jede der Riesengestalten, die er geschaffen, durch ihre bloße Naturkraft, durch die bloße Macht ihres sinnlichen Lebens ein lebhafter Protest gegen die spiritualistischen Schemen des Mittelalters.

Auf den Gedankeninhalt und die ganze Anschauungsweise der Kunst in der Blüthezeit der Renaissance war diejenige Richtung des literarischen Humanismus, die sich im Kreise Lorenzo Magnifico's ausbildete, ohne Zweifel von wichtigem Einfluß. An die Stelle der erloschenen, specifisch kirchlichen Interessen waren religiöse in einem freieren Sinne getreten, und hatten sich auf eigenthümliche Weise mit den Anschauungen der platonischen Philosophie verbunden. Die Verschmelzung der letzteren mit den idealen Principien des Christenthums war der Gedanke, welcher das Streben eines Marsilio Ficino und Bessarion, beseelte. Niemals streng systematisch durchgeführt, stets in mehr poetischer Weise behandelt, am schwungvollsten vielleicht in den Hymnen Lorenzo's, übte dieser Gedanke über die höhere Bildung der Renaissance eine bedeutende Herrschaft. Dem künstlerischen Idealismus

war er in hohem Grade congenial. Insofern er die Welt im Sinne Plato's als ein Abbild göttlicher Ideen bewundern lehrte, dem katholischen Dogma widersprechend, welches ihre Geringschätzung zur Pflicht machte, war jener Gedanke für die Kunst gewissermaßen eine Rechtfertigung ihrer Bestrebungen und zugleich ein neues Ferment ihrer Begeisterung. Er sanctionirte gleichsam die Vermählung der Schönheit mit dem Geiste der Religion. Die Kirche selbst huldigte in ihren höchsten Vertretern jenem humanistischen Ideal; die Pforten des Vatican öffneten sich dem Geiste Plato's und in der Stanza della Segnatura fand die Schule von Athen der Disputa gegenüber ihren Platz.

Wie mit den Anschauungen der Platonischen Philosophie, in ähnlicher Weise berührte sich die Renaissance in dieser Epoche ihrer höchsten Blüthe mit dem Idealismus der antiken Kunst. Formelles war von ihr nicht mehr zu lernen. Von einer Nachahmung derselben kann jetzt um so weniger die Rede sein, als die italienische Kunst sich nun im absoluten Besiz alles dessen befand, was auf dem Wege der Nachahmung erworben werden kann. Als Erbin der großen technischen Errungenschaften der früheren Zeit verfügte sie über die äußeren Mittel der Darstellung vollkommen souverän. Es war der ideale Geisteshauch der Antike, dem sich die künstlerische Empfindung jetzt eröffnete. Kein geistiger Art war der Einfluß, welchen die Vorbilder des Alterthums auf die Werke eines Raphael und Michelangelo ausübten, ein solcher, den zu empfangen auch die originalste Künstlerkraft fähig ist. Jene Werke sind dem Ideal der Antike in tieferem Sinne verwandt als irgend welche der früheren Renaissancezeit, obwohl die Welt, der sie angehören, von der des Alterthums in wichtigen Punkten verschieden ist. Aus dem Boden der Natur erwachsen, wie der Idealismus der antiken Kunst ist auch derjenige der Renaissance nicht anderes als „eine Bereicherung der Natur innerhalb derselben“. Beide tragen deshalb den Stempel jener künstlerischen, unvergänglichen Wahrheit, welche immer und überall, wo sich die Menschheit aus der Verwirrung und Gebundenheit irdischer Geschehnisse erhebt, begriffen und empfunden werden kann. Wie anders aber als der antike Idealismus wirkt jener moderne auf die Empfindung. Es ist ihm eine gewisse rührende und enthusiastische Gewalt eigen, wie sie der antike nicht in gleichem Maße besitzt. Während die Idealgestalten der Antike in ihrer ruhigen Größe die Empfindung mit gleichsam gelassener Macht bewegen, ist in denen jener neueren Kunst ein

Etwas, wodurch sie die Phantasie gewaltsam treffen, den Geist intensiver erfassen oder eine tiefere seelische Nahrung bewirken. Die Geistesgewalt in den Sibyllen und Propheten Michelangelo's, das imponirende Pathos, die zornige Aufregung des heroischen Willens in der Gestalt seines Moses, der tief sinnige Ernst in dem Kind der Sixtina Raphaels, die seelenvolle Innigkeit, das zärtlich Hingebende in seinen Madonnen, dies alles findet sich mit gleicher Stärke in den Hervorbringungen der alten Kunst nicht ausgedrückt. Es giebt sich im Vergleich mit dieser in dem Idealismus der Renaissance eine größere Intensität, eine lebhaftere Wallung des Gefühls, eine tiefere Erregung des Geistes kund und, was damit zusammenhängt, ein stärkeres Hervortreten des persönlichen Momentes im künstlerischen Stil. In den einfachen Typen der Antike hat dasselbe eine durchaus untergeordnete Bedeutung; ja, es ist schwer, in ihren Bildungen irgend wichtige Spuren seiner Wirksamkeit aufzuzeigen. Nicht im entferntesten aber giebt sich hier die Persönlichkeit des Künstlers auf ähnlich prägnante Weise zu erkennen, wie etwa in den Schöpfungen Michelangelo's. Das energische Hervortreten des Persönlichen in der Kunst der Renaissance, bei den Meisterwerken derselben mit den objectiven Gesetzen des idealen Stiles überall in bewunderungswürdigem Einklang, ist an derselben recht eigentlich modern.

Fragen wir nach der geschichtlichen Herkunft dessen, wodurch sich der Idealismus der Renaissance von dem der Antike hauptsächlich unterscheidet, nach der geschichtlichen Macht, welche das Bewußtsein des persönlichen Geistes und die Geheimnisse des Seelenlebens tiefer erschloß, so werden wir sie nirgends anders zu suchen haben als in den wesenhaften Principien des Christenthums. Insofern also fehlt es jenem Idealismus auch nicht an einer gewissen vermittelnden Beziehung zu dem Katholicismus des Mittelalters und in diesem Betracht kann man jener im Eingang erwähnten Ansicht der Romantiker von dem Renaissancezeitalter, die man gegenwärtig so leicht ganz übersteht, eine theilweise Berechtigung nicht absprechen. Jene Romantiker fehlten darin, daß sie die Gedanken des Mittelalters und jene christlichen Anschauungen, welche in dem Idealismus der Renaissance enthalten sind, mit einander vermischten. Eine reine Auffassung vom Charakter dieses Zeitalters war deshalb bei ihnen nicht möglich. Der Umstand jedoch, der ihren seltsamen Irrthum einigermaßen mildert, ist, wie es scheint, darin gelegen, daß der Begriff, den sie von der Beschaffenheit des Mittelalters hatten, nicht ganz der nämliche ist

wie der gegenwärtige, geschichtlich bestimmtere, daß ihre eigenthümlich poetisirte Vorstellung vom Wesen des Mittelalters sich in ästhetischer Rücksicht mit dem Charakter der Renaissance immer noch eher verträgt, als der wirkliche, geschichtliche Charakter jener gothischen Zeit.

Ueberblickt man die Periode der Renaissance, so ist es in ihren Culturverhältnissen zweierlei, was der Entwicklung der Kunst, in der die bedeutendsten Kräfte der Zeit zusammenwirken, als besonders günstig erscheint: die geistige Freiheit, die in diesem Zeitalter herrscht, und seine weltliche Richtung. Es konnte nicht fehlen, daß Beides, der Beschaffenheit der menschlichen Natur gemäß, auch seine verderblichen Consequenzen hatte. Das dämonisch Verlockende der Freiheit und der weltlichen Reizungen hat seine Opfer gefunden. Der künstlerische Geist aber zog Vortheil aus dem, was dem niederen oder ungehändigten Sinn oft zum Verderben gereichte; nicht selten auch sind es eben die Kräfte, deren eigenthümliche Complexion die Kunst und den Charakter des Künstlers bedingt, nicht selten sind es sie selbst, die sich im Leben der Zeit außerhalb des Reiches der Kunst im Zustande wilder Anarchie zu erschreckenden Extremen verirren. Niemand wird den Charakter der Renaissance gerecht zu würdigen verstehen, der die Gefahren nicht kennt, denen eine vorwiegend künstlerische Lebensrichtung ausgesetzt ist, der nicht weiß, daß in dem Schönen eine Macht liegt, die nach Göthe's Worten zu fürchten ist. Weder die edle Größe, noch die Verirrungen jener Zeit, in der die Kunst eine herrschende Lebensmacht war, wird derjenige richtig beurtheilen können, der das Wesen der Kunst nicht zu verstehen vermag, dem jene, zunächst einander widersprechenden Reigungen und Eigenschaften unbekannt sind, die dem künstlerischen Naturell zu Grunde liegen und deren wirkliche Ausöhnung nur der Kunst gelingt, jene Hingebung an die sinnliche Erscheinung, jene Liebe zur Natur, jene lebhafteste Empfindlichkeit für den Reiz der körperlichen Gestalt, für alle Eindrücke der äußeren Welt, jenes intensivste Gefühl für das, worin das sinnliche Wesen der Schönheit beruht, und andrerseits jener Schwung der Phantasie, jene freie die Sinnenwelt überfliegende Begeisterung, jener Enthusiasmus, welcher der körperlichen Form ein höheres Leben, der irdischen Gestalt eine ideelle Schönheit einhaucht. Diese wunderbare Zusammensetzung der künstlerischen Natur, dieses ihr geheimnißvolles Doppelleben, dies eigenthümliche Oscilliren zwischen den Polen des Sinnlichen und Uebersinnlichen, welches verursacht, daß sie dem nüchternen

Sinn eitel phantastisch, einer ausschließlich ideellen Geistesrichtung nur sinnlich, einseitiger Religiosität prosan, daß ihr Treiben dem lediglich auf praktische Zwecke gerichteten Willen wie ein bloßes Spiel erscheint — diese seltsame Beschaffenheit der künstlerischen Natur ist daran Schuld, daß sie selbst und ihre Werke so häufig unverstanden bleiben, daß ganze Zeitalter, in welchen, wie in der Renaissance, die Kunst eine dominirende Stellung einnimmt, so häufig falsch beurtheilt werden. Steht man den künstlerischen Hervorbringungen der Renaissance nicht fremd gegenüber, so wird man auch gegen die Fehler dieses ganzen Zeitalters gerecht sein.

Dr. Herm. Lücke.

Die Genossen Pugatschews in Livland.

Herr C. Tscheschichin hat unlängst in einer Moskauer historischen Zeitschrift („Russki Archiv“) verschiedene Auszüge aus den älteren Acten der Kanzlei des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen veröffentlicht. Eine dieser Mittheilungen, die zwar kein größeres historisches Interesse berührt aber doch, so zu sagen, curios genug ist, wird hier überetzt. Wir müssen bemerken, daß einige lange Actentexte in unserer Uebersetzung etwas gekürzt worden sind, obgleich die Vollständigkeit, mit der sie zuerst herausgegeben wurden, gewiß nur zu loben ist, wie denn auch überhaupt die sorgfältigen Archivstudien des Herrn Tscheschichin, nach den bisher erschienenen Proben derselben, alle Anerkennung verdienen. Es sind Beiträge zur Geschichte der baltisch-russischen Wechselbeziehungen im 18. Jahrhundert in rein actenmäßiger Darstellung und ohne die sonst wohl vorgekommene tendenziöse Ausbeutung.

Wie bekannt, war Pugatschew im September des Jahres 1774 in eine Lage gerathen, aus der jeder Versuch, sich zu retten, fruchtlos geblieben wäre. Seine Genossen, die Kosaken von Jais (dem jetzt Ural genannten Flusse) einerseits nur ihr unvermeidliches Verderben voraussehend, andererseits auf Verzeihung hoffend, traten im Geheimen zusammen und beschloßen, ihren Führer der Regierung auszuliefern.

„Pugatschew“ — so erzählt Puschkin in seiner „Geschichte des Pugatschewschen Aufstandes“ — „hatte die Absicht, sich zum kaspischen Meere zu wenden und von dort aus, je nach Umständen, die Kirgisen-Steppe zu erreichen. Seine Begleiter, die zum Verrath entschlossenen Kosaken, stellten sich, als wären sie mit diesem Vorhaben einverstanden, und forderten ihn

nur auf, über Usenje zu gehen, den gewöhnlichen Zufluchtsort der dortigen Verbrecher und Flüchtlinge, und zwar darum, weil, wie sie vorgaben, ihre Frauen und Kinder sich in jener Gegend aufhielten und sie dieselben mitzunehmen gedächten. So geschah es. Am 14. September beriethen sie auf dem Wege in einem altgläubigen Dorfe zum letzten Mal und entwarfen den Plan zum Verrathe. Diejenigen Kosaken, welche sich in der letzten Stunde anders besonnen hatten und sich den Händen der Regierung nicht zu übergeben gedachten, zerstreuten sich hierhin und dorthin. Der Rest schritt zur Auslieferung Pugatschews.“

„Pugatschew saß, in Nachdenken versunken, einsam in einer Hütte. Seine Waffen hingen in einiger Entfernung abseits. Als er das Geräusch der eintretenden Kosaken vernahm, erhob er müde den Kopf und fragte nach ihrem Begehr. Sie begannen mit der Schilderung ihrer verzweifelten Lage und schritten, mit der Absicht ihn von seinen Waffen abzuschneiden, während des Redens vorsichtig und zögernd immer näher an den Gefürchteten heran. Pugatschew sprach ihnen, so gut es ging, Trost zu. Sie möchten gen Gurjew, einem Städtchen auf ihrem Wege, wandern, so rieth er ihnen. Die Kosaken antworteten, es wäre nun genug des Gehens; sie seien ihm lang genug gefolgt, die Zeit wäre jetzt gekommen, wo er ihnen folgen müsse. „Wie?“ sagte Pugatschew, „ihr wollt euren Kaiser verrathen?“ -- „Ja, wir können nicht anders,“ gaben die Kosaken zur Antwort und stürzten sich unversehens auf den Wehrlosen. Pugatschew schleuderte sie zurück. „Ich witterte in euch lang schon die Verräther,“ sagte er dann und, seinen Liebling, den Kosaken Tworogow herbeirufend, fügte er, diesem seine beiden Arme hinhaltend, hinzu: „Da, binde sie!“ Tworogow aber, dem es doch nicht ratsam erscheinen mochte, dem Gebote Stirn gegen Stirn Folge zu leisten, versuchte es, denjenigen, der ihm manche Gunst erwiesen, zu umschleichen und ihm die Hände hinterrücks zusammenzuschüren. Pugatschew riß sich los. „Bin ich ein Räuber!“ rief er wild vor Zorn. Darauf setzten die Kosaken den Gebundenen auf ein Pferd und brachten ihn nach dem Städtchen Jaizl (dem heutigen Ural'sk), woselbst sie ihn den Händen des Capitain-Lieutenants von der Garde Mawrin übergaben.“

Pugatschew und seine Hauptmitschuldigen, die Kosaken Perfiljew, Schigajew, Padurow, Tornow und Tschika, wurden hingerichtet.

Hinsichtlich derjenigen Kosaken aber, die den Pugatschew der Regierung ausgeliefert hatten, heißt es im 9. Punkte der Sentenz vom 10. Januar 1775

über die Hinrichtung des Verräthers, Ruhestörers und Usurpators und seiner Mitschuldigen:

„Kraft des Manifestes Ihrer Kaiserlichen Majestät werden von jeder Strafe befreit: der Kosak vom Jlek*) Iwan Iworogow, die Kosaken von Jais Theodor Tschumakow, Wassili Konowalow, Iwan Burnow, Iwan Fedulow, Peter Pustobajew, Kosma Kotschurow, Jakow Pöschitalin und Semeon Scheludjakow. Die fünf ersteren namentlich darum, weil sie, tief innerlich zerknirscht und getrieben vom schuldbeladenen Gewissen, sich nicht allein selbst reuevoll auf Gnade und Ungnade der Gerechtigkeit und regierenden Macht übergeben, sondern auch denjenigen, der sie ins Verderben gestürzt, den Räuber Pugatschew, gefesselt ausgeliefert haben; Pustobajew darum, weil er die dem Verräther Pugatschew abtrünnig gewordene Bande überredet und geneigt gemacht hat, die Waffen zu strecken und um Gnade zu bitten; ebenso Kotschurow, der sich schon vor diesen Vorgängen mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit und Reue selbst übergeben hatte; die beiden letzterwähnten aber wegen der treuen Dienste, die sie der Regierung geleistet haben, indem sie, von den anständischen Banden zum Zweck des Spionirens abgeschickt, statt dessen vielmehr, wenn auch nicht offen zu den Fahnen der gesetzlichen Macht übertretend, doch fortwährend alle Pläne, Absichten und Bewegungen des Usurpators gehörigen Orts hinterbrachten und zuletzt, als die Banden des Räubers vor dem Städtchen Jais vernichtet und aufgerieben wurden, sich freiwillig dem Militäρχef stellten. Dieses Gnadenmanifest Ihrer Majestät der barmherzigen Kaiserin ist den genannten neun Genossen des hingerichteten Pugatschew am 11. Januar (1775) vor der Granowitaja Palata (in Moskau) öffentlich unter dem Volke vorzulesen, woselbst ihnen auch die Ketten, in die sie geschmiedet worden sind, abgenommen werden sollen.“

So hatten diese Kosaken (deren Zahl sich übrigens auf 25 belaufen haben soll) ihr Leben durch Auslieferung ihres Führers davongetragen; indessen des so gewonnenen sollten sie sich in einer Weise erfreuen, die sie vielleicht nicht erwartet haben mögen: die Regierung beschloß, allesammt in einer solchen Gegend anzusiedeln, wo sie, inmitten einer ihnen durch Race, Sprache und Glauben gänzlich verschiedenen Bevölkerung, die wenigste Gelegenheit hätten, von Neuem unruhig oder gar gefährlich

*) Die Kosaken von Jlek waren eine von dem Hauptcorps der Kosaken vom Jais unabhängige Colonie derselben. Der Uebersetzer.

zu werden. Keine Gegend des weiten Reichs schien der Regierung geeigneter als Livland.

Im Jahre 1775 war der General en chef Graf Georg Browne Generalgouverneur von Livland. Diesem sandte der damalige General-Procureur wirkl. Geheimrath Fürst Alexander Alexejewitsch Wjasemski, folgenden „Moskau den 6. Februar 1775“ datirten Brief:

„Ihre Majestät die Kaiserin hat hinsichtlich des in Moskau in der geheimen Expedition gefangen gehaltenen Kosaken vom Jaisk Kosma Jofanow zu befehlen geruht: Der Kosak Jofanow hätte wegen seiner Anhänglichkeit an dem ehemaligen Räuber, wegen seiner beständigen Theilnahme an allen von jenem Verräther ausgeübten Verbrechen und auch deswegen, weil er ihn als seinen Kaiser geachtet und ihm treu geblieben, eigentlich die Todesstrafe erleiden müssen; allein, da es sich in der Folge aus den Untersuchungen der geheimen Expedition ergab, daß besagter Jofanow mit unter denen war, die in Gemeinschaft mit Tschumakow den Usurpator gegriffen, gefesselt und den Händen der Gerechtigkeit überliefert haben, da es sich ferner ergab, daß mehrerwähnter Jofanow in Begleitung seiner übrigen Genossen freiwillig in Jaisk erschienen war — so ist ihm, Jofanow, kraft des Allergnädigsten Manifestes Ihrer Kaiserlichen Majestät die Todesstrafe erlassen und, sowie auch seinen übrigen bei der Pugatschewischen Affaire beteiligten Kameraden sammt seiner und deren Familien nur die Uebersiedelung ins Rigasche Gouvernement zuerkannt worden.“ — „Jedoch soll Graf Browne“, heißt es am Schlusse des Briefes, „dafür Sorge tragen, daß es dem Jofanow an der nöthigen Beaufsichtigung nicht fehle und ihm dadurch die Ausführung etwaiger Fluchtgedanken unmöglich gemacht werde.“ — Dieser erste Parteigänger Pugatschews langte unter der militairischen Begleitung des Bataillons-Sergeanten Bachtin, der auch das eben reproducirte Begleitschreiben des General-Procureurs Wjasemski zu überreichen hatte, am 17. Februar in Riga an und ward bis auf Weiteres in die Citadelle eingeschlossen. An Zehrungsgeldern hatte Jofanow auf der ganzen Tour 10 Kop. per Tag für die Dauer eines Monats erhalten.

Als Graf Browne dieses Schreiben erhielt, hatte er noch nicht die Gewißheit oder schien sie wenigstens nicht haben zu wollen, daß man es mit der Uebersiedelung auch der übrigen Begnadigten in das seiner Verwaltung anvertraute Gebiet ernstlich meine, denn in seiner Antwort an

den Fürsten Wjasemski, betreffend das wohlbehaltene Eintreffen Fofanow, vom 21. Februar 1775, schreibt er:

„Hier im Rigaschen Gouvernement giebt es keine derartigen unbebauten Ländereien, die zur Ansiedelung des Fofanow geeignet erschienen, ja in Anbetracht hiesiger specieller Gesezesbestimmungen und Allerhöchst confirmirter Rechte und Privilegien wäre eine solche Ansiedelung weder auf den Gütern der Edelleute noch auf denen der Krone statthast. Ebenso wenig dürfte die Ansiedelung auf den Gütern Hirschhof und Helfreichshof erfolgen, denn nicht allein daß man es den daselbst angestiedelten Colonisten schwerlich zumuthen kann, einen so gefährlichen und verdächtigen Menschen in ihrer Mitte zu dulden — wie es denn auch im Widerspruch zu den mit ihnen abgeschlossenen Contracten stände — sondern auch der Adel und die Arrendatoren der Kronsgüter würden sich in ihrer Ehre gekränkt fühlen, falls man einen überwiesenen Verbrecher innerhalb der Grenzen ihrer Besitzlichkeiten ansiedeln wollte. Ihn aber am hiesigen Orte selbst unter beständiger Wache oder anderweitiger Aufsicht erhalten zu müssen, ohne gleichzeitig seine Arbeitskraft verwerthen zu können, würde Kosten verursachen, die ich in dem den Fofanow begleitenden Schreiben nirgends angelegt finde. Und so, allen diesen Umständen zufolge, erlaube ich mir, Ew. Durchlaucht ergebenst zu bitten, den in Rede stehenden Genossen des Räubers und Verräthers, Fofanow, anderweitig zu placiren; denn bliebe er hier, so würde einerseits auch bei noch so sorgfältiger Bewachung und Beaufsichtigung wegen der Nähe der Grenze ein Entweichen kaum auf die Dauer unmöglich gemacht werden können, während andererseits, falls man ihn in der Citadelle bewachen lassen, zur Arbeit jedoch nicht verwenden wollte, der ihm und in der Folge auch seiner hierselbst zu erwartenden Familie auszufehende Unterhalt der Krone ganz unnöthige und nicht geringe Kosten verursachen würde. Uebtrigens stelle ich Alles der besseren Einsicht Ew. Durchlaucht anheim und werde, was Sie auch für gut finden sollten zu beschließen, mit Ungeduld einer dahin bezüglichen Benachrichtigung entgegensehen. Bis dahin verbleibt erwähnter Fofanow in Festungshast und sollen zu seinem Unterhalt die 3 Rubel verwendet werden, welche der ihn begleitende Sergeant hier deponirt hat.“

Am 18. März schrieb Graf Browne auf's Neue an den Fürsten Wjasemski, indem er ihn wiederum daran erinnerte, daß die Grenzen von Kurland und Polen in zu geringer Entfernung von dem derzeitigen Bewahrungsorte des Fofanow gelegen wären und daß es ihm, trotz aller

Wachsamkeit, bei seiner tiefgewurzelten, überall zu Tage tretenden Bösartigkeit leicht gelingen könnte, das Ausland zu erreichen und neues Unheil zu spinnen; denn bis jetzt habe man nichts an dem immer noch auf der Fesung Sitzenden wahrgenommen, das für eine innere Umwandlung seines trotzigen Gemüths spräche. Weder den Zorn der Monarchin scheine er zu fürchten, noch deren mütterliche Gnade zu würdigen. Um alles dessen willen und weil Fofanow durch seine überspannten tollen Reden sich und seine unwissende Umgebung in Verwirrung bringe, bitte Graf Browne den Fürsten Wjasemski hierdurch zum anderen Male, über den mehrerwähnten Fofanow doch anderweitig zu verfügen, ihn etwa zur Ansiedelung nach Finnland oder sonst in irgend eine andere, nach der Einsicht des Fürsten zu bestimmende Gegend zu senden.

Man sieht, Graf Browne wandte Alles auf, um zu verhindern, daß sich in seinem Gebiet ein Mensch niederlasse, der um so gerechteren Grund zur Besorgniß gab, als er zu den nächsten und vertrautesten Helfers Helfern Pugatschews gehört hatte. Nichtsdestoweniger erfolgte weder auf dieses noch auf das erste Schreiben des Generalgouverneurs von Livland eine Antwort, vielmehr lief bald darauf in Riga ein Schreiben ein, dessen Art und Weise keine Gegenvorstellung mehr zuließ. Das Schriftstück enthielt einen Befehl, war vom Fürsten Wjasemski am 28. Februar 1775 in Moskau geschrieben und lautete:

„Mein gnädiger Herr Graf Juri Jurjewitsch! Aus dem bezüglich des Räubers und Usurpators publicirten Manifest werden. Ew. Erlaucht zu ersehen beliebt haben, was unter Anderem im 9. Punkte gesagt ist, daß diejenigen, welche den Verräther Pugatschew ergriffen, gefesselt und in dem Hauptquartier von Saizk abgeliefert haben, seine Helfers Helfer bei allen von ihm verübten Verbrechen gewesen sind und mit Namen heißen: Fedor Tschumalow, Iwan Tworogow, Iwan Fedulow, Wassili Konowalow, Peter Pustobajew, Kosma Kotichurow und Jakow Potshitalin.*) Es ist aber in dem Manifest Ihrer kaiserlichen Majestät vom 29. November 1773 befohlen: daß wer und wie er auch immer an dem von dem Usurpator angezettelten Aufrehr theilhaftig gewesen sei, wenn er nur aufrichtig Reue empfinde und freiwillig zur Untertanenpflicht zurückkehre, namentlich aber

*) Von Iwan Burnow und Semeon Schelubjakow, derer jener 9. Punkt gedenkt, ebenso von den übrigen Kosaken ist in dem Briefe des Fürsten Wjasemski nicht die Rede. Was aus ihnen geworden, ist aus den Acten der Kanzlei des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen nicht zu ersehen.

wenn er jenen Auswurf des Menschengeschlechts selbst einfange und ihn der Gerechtigkeit ausliefere, — daß ein solcher nicht allein von jeder durch das Gesetz vorgeschriebenen Strafe befreit, sondern ihm auch alle seine Schuld Allernädigtst verziehen werden solle. Solches ist denn auch dem Tschumakow und seinen Genossen mit der Weisung eröffnet worden, sich nebst ihren Familien in dem Neurussischen Gouvernement anzusiedeln. Da aber der Generalgouverneur des eben erwähnten Gouvernements, Herr Potemkin, gegen diese Niederlassung sein Bedenken kund gethan, so hat Ihre Kaiserliche Majestät zu befehlen geruht: den Tschumakow und Genossen nebst deren sämtlichen Familien in dem Gouvernement Ew. Erlaucht anzusiedeln, und werden Sie daher Sorge zu tragen haben, daß den Begnadigten die geeigneten Grundstücke vom Kronlande zur Ansiedelung zugewiesen werden. Im Uebrigen überläßt Ihre Majestät Alles der Einsicht und Fürsorge Ew. Erlaucht. — Damit diese Verbrecher aber im Innersten fühlen, wie unbegrenzt die Güte der Kaiserin ist, so soll man einem jeden von ihnen wegen der Unkenntniß der neuen Lebensbedingungen für die ersten 6 Monate zum Lebensunterhalt 10 Kop. per Tag und aus den Kronsmagazinen 3 Echetw. Roggen oder Mehl ausreichen lassen. Ebenso soll man ihnen bei Anschaffung von Baumaterial behülflich sein, da voransthlich noch mit dem diesjährigen Transport ihre Familien in Riga eintreffen werden. — Noch muß ich Ew. Erlaucht bemerken, daß den Leuten bis auf weiteren Erlaß in dieser Angelegenheit auf keinen Fall die Erlaubniß zu ertheilen ist, in das Innere Rußlands zu gehen, und ferner, daß sie es sich Zeit ihres Lebens nicht herausnehmen sollen, sich „Kosaken vom Jait“ zu nennen, sondern einfach „Uebergeführte“. Von der Kopfsteuer und allen Abgaben sollen sie befreit sein. Somit verbleibe ich mit vollkommener Achtung Ew. Erlaucht, meines gnädigen Herrn, unterthäniger Diener Fürst A. Wasjemski.“

Die in vorstehendem Briefe namhaft gemachten sieben Kosaken langten am 18. März 1775 unter militärischer Begleitung in Riga an und reichten dem Grafen Browne ungesäumt folgendes Gesuch ein:

„Wenn zwar der namentliche Ufas Ihrer Kaiserlichen Majestät befehlt, uns Endesunterzeichnete nebst unserer sämtlichen Familie in dem hiesigen livländischen Gouvernement anzusiedeln, so können wir doch nicht verschweigen, daß das uns zur Niederlassung angewiesene Gouvernement, in Anbetracht der Bedingungen, unter denen wir zu leben gewohnt sind, sich dazu am allerwenigsten eignet. In unserer Heimath haben wir uns nämlich

nie mit Ackerbau beschäftigt, sondern einzig und allein durch Fischfang unjeren Lebensunterhalt gewonnen, und daher bitten wir Ew. Reichsgräfliche Erlaucht unterthänigst, zu erwägen und auch gehörigen Orts zur Erwägung vorzustellen, wie wir lieber in einem der russischen Gouvernements, namentlich aber im Gouvernement Kiew zu wohnen beabsichtigten. Falls jedoch die Genehmigung dazu nicht erteilt werden sollte, so werden wir unter solchen Umständen Ew. Reichsgräfliche Erlaucht schon bemühen müssen, uns einen derartigen Ort hieselbst zum Wohnen anzuweisen, den wir dazu für geeignet werden erkannt haben, in welcher Angelegenheit wir denn auch Ew. Reichsgräflichen Erlaucht gnädige Resolution erwarten. Riga, im März 1775. Diese Bittschrift unterschreibe ich, Tworogow, zuerst im eigenen Namen und, da sie des Schreibens unfundig sind, auch im Namen meiner Gefährten Tschumalow, Pustobajew, Fedulow, Kotscharow, Konowalow und Potschitalin.“

Graf Browne, dieses Gesuch empfangend, setzte sich noch an demselben Tage, am 18. März, mit der Generalgouvernements- und Regierungskommission in schriftliche Beziehung, indem er sie aufforderte, ihr Gutachten darüber abzugeben, „ob in seinem Gouvernement zweckentsprechende Grundstücke zur Unterbringung der in Rede stehenden Leute vorhanden wären“. Diesem Schreiben war auch das eben mitgetheilte Gesuch der Kosaken beigelegt.

Gleichzeitig hatte Graf Browne befohlen, die in Riga eingetroffenen Kosaken dem Ressort des Rigaschen Plazmajors zu übergeben, der sowohl für ihren Unterhalt als auch dafür zu sorgen haben würde, daß sie nichts unternähmen, was Ruhe und Ordnung zu stören vermöchte. Zu dem Zwecke und um etwaige Fluchtversuche zu verhindern, sollten sie von einem Unterofficier und drei Gemeinen beaufsichtigt und bewacht werden. Am 20. März nahm man über den Bestand der Familien der Kosaken ein Protocoll auf. Es stellte sich heraus, daß sie alle Frauen und Kinder hatten. Tschumalow hatte in der Heimat seine Frau, einen Sohn und 3 Töchter hinterlassen, Tworogow gleichfalls eine Frau, einen Sohn, 2 Töchter und einen 12jährigen Bruder und so die andern alle mehr oder weniger Kinder, deren Anzahlung hier schon darum überflüssig erscheint, weil die Absicht der Regierung, die „Uebergesührten“ mit ihren Frauen, Kindern und Brüdern zu vereinigen, niemals verwirklicht worden ist.

Nach Verlauf von 6 Tagen, am 24. März, erfolgte das von dem Generalgouverneur gewünschte Gutachten der Commission. Im Pernauschen

Kreise und auf der Insel Desel, hieß es in demselben, seien unbenutzte Bauerländereien allerdings vorhanden, doch müßten den Kosaken vorerst Wohnungen eingerichtet, sie müßten mit Lebensmitteln, Vieh, Pferden und Ausfaat versehen werden, ehe sie an eine Bebauung des Landes schreiten könnten. Wie aber aus dem Gesuch dieser Leute zu ersehen, fehle ihnen sowohl Neigung zum Ackerbau als auch Kenntniß desselben, und es wäre daher kein besseres Mittel vorhanden, die Schwierigkeiten in dieser Beziehung zu beseitigen, als die Bittsteller in solchen kleineren Städten der Provinz unterzubringen, in denen Magistrate vorhanden sind und in denen sie sich durch Fischfang, Gemüsebau und andere Arbeiten ernähren würden. Für diesen Fall dürften die Städte Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden als die geeignetsten in Vorschlag zu bringen sein. Hier würden sie sich für's Erste behelfen müssen, bis es ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße gelänge, sich eigene Häuser zu erwerben. Diesen Zweck zu befördern, werde man sie mit einigem Geld versehen müssen. — „In den auf den Gütern Hirschenhof und Helfreichshof eingerichteten Niederlassungen“, so fährt die Commission in ihrer Meinungsabgabe fort, „stehen zwar 11 Häuser unbewohnt und unbenutzt; wollte man aber darauf hin die in Rede stehenden Leute daselbst ansiedeln, so wäre dadurch 1) der Punkt 1 des mit den Colonisten abgeschlossenen und gewährleisteten Contracts verletzt; 2) wären die Kosaken in die Nothwendigkeit versetzt, einzig und allein vom Ackerbau zu leben, den sie nicht verstehen und von dem befreit zu werden sie von ganzem Herzen bitten, welche Bitte schon wegen des Darlehns an Pferden, Vieh und Ausfaat, zu dem sich die Krone würde verstehen müssen, wohl in Erwägung zu ziehen ist, und 3) sind diese Niederlassungen der Grenze zu nahe gelegen.“

Dieses Gutachten übersandte Graf Browne am 25. März 1775 dem Fürsten Wjasemski, welcher darauf am 23. April mit folgendem Brief aus Moskau antwortete:

„Das Schreiben Ew. Erlaucht in Betreff der Ansiedelung des ehemaligen Kosaken vom Ural Fedor Ischumalow nebst Genossen in den Städten Dorpat, Pernau, Arensburg, Walk und Wenden hatte ich das Glück Ihrer Kaiserlichen Majestät Allerunterthänigst vorzulegen, worauf Ihre Majestät Allerhöchst zu befehlen geruhte: hinsichtlich der Ansiedelung der ehemaligen Kosaken, wie auch ihres Genossen Josanow, in den Städten des Ew. Erlaucht anvertrauten Gouvernements, bleibt Alles der Entscheidung Ew. Erlaucht überlassen; zum Bau jedoch ihrer Wohnhäuser und zur

ersten Einrichtung sollen einem jeden von ihnen aus den Einkünften des Rigaschen Gouvernements 100 Rbl. ausgezahlt werden. Dem Tschumakow aber und seinen Genossen ist mitzutheilen, daß ihre Familien ihnen folgen werden. Zudem ich dieses zur Kenntniß Ew. Erlaucht bringe, habe ich die Ehre zc.“

Am 16. Mai konnte Graf Browne dem Fürsten Wasjenski berichten, daß er, nach vorausgegangener Berathung mit der Generalgouvernements- und Regierungskommission, angeordnet habe: 4 Mann und zwar Konowalow, Kotscharow, Potichitalin und Sosanow in Arensburg auf der Insel Desel anzusiedeln, die andern vier, Tschumakow, Pustobajew, Tworogow und Fedulow, dagegen in Pernau. Gleichzeitig sei seinerseits an die Behörden jener Städte der Befehl ergangen, den Leuten bequeme Bauplätze anzuweisen, ihnen keine Pässe, zu welchem Behuf sie dieselben auch wünschten, zu verabsolgen und endlich sie mit keinerlei Abgaben zu belasten. Ferner wäre die Anordnung getroffen, daß von den 100 Rubeln, die jedem von ihnen ausgesetzt worden, 10 Rbl. per Mann bei der Abreise aus Riga und 40 Rbl. bei der Ankunft an Ort und Stelle ausgezahlt werden sollen. Wie auch geschehen. Am 18. Mai zogen die Herren Kosaken, die ehemaligen Vertrauten des Pseudokaisers Pugatschew, unter militairischer Begleitung, auf gemietheten Bauerwägelchen aus Riga. Der für Pernau bestimmte Theil ward der Obhut des dortigen Commandanten General-Major Possfet anvertraut, der andere in Arensburg der Aufsicht der Deselschen Provinzial-Kanzlei übergeben.

Was blieb den Kosaken übrig, als sich zu fügen und schweigend Platz zu nehmen unter einem Volke, mit dem sie nichts gemein hatten, weder in Sprache noch in Sitten, das ihnen völlig fremd war an Lebensweise und Gewohnheiten. Es blieb ihnen eben nichts übrig als sich, so gut es gehen mochte, an die neuen Wohnplätze, an die neue Ordnung zu gewöhnen und auch die fremdartige Arbeit so anzufassen, daß sie ihren Mann — sei es noch so spärlich — nährte. Leicht war das nicht, namentlich in der ersten Zeit, wo ihnen das umherschweifende Kriegerleben noch lebhaft in allen Gliedern steckte, wo die Erinnerungen an ihre Befehlshaberstellung unter Pugatschew noch hin und wieder auftauchen und die unabhängigen Kosakengemüther in Wallung bringen mochten. Und in der That, noch waren kaum fünf Monate seit der Abreise aus Riga vergangen, als die in Arensburg angesiedelten vier Kosaken ihre

verbitterte Stimmung in nachstehender, drei Klagepunkte enthaltenden Eingabe an den Grafen Browne Ausdruck gaben.

„1) Wir Endesunterzeichnete sind durch Ew. Erlaucht nach Arensburg zur Ansiedelung geschickt worden, damit wir uns vom Fischfang nähren; wir können jedoch versichern, daß nicht allein wir es nicht zu thun im Stande sind, sondern daß es auch den mit allen hiesigen Umständen vertrauten estnischen Fischern schwer fällt, darum namentlich schwer fällt, weil die Fische sich hier nur in sehr geringer Zahl, und zwar nur zur Zeit des Frühlings, fangen lassen, und wenn es ja einmal passiert, daß der Fang ein gesegneter ist, so ist wiederum die Bevölkerung eine so spärliche, namentlich aber eine so ärmliche, daß sich keine Käufer für unsere Waare finden und wir dieselbe oft um einem Spoitpreis fortzugeben gezwungen sind. Der Erlös aus dem Fischfang geht schon bei den Esten, die bei ihrer Kenntniß der Verhältnisse sich noch mit andern Arbeiten beschäftigen können, vollständig auf Anschaffung und Instandhaltung der Fischergeräthschaften drauf — was aber fangen wir an, die wir weder ein Handwerk noch den Landbau verstehen und uns im äußersten Falle nur noch auf Viehzucht und Brodbäckerei legen können, wir, die wir einzig auf die Fischerei angewiesen sind? Selbst wenn wir uns dazu verstehen wollten, die gewöhnlichsten groben Arbeiten zu verrichten, so ist unsere Unkenntniß der deutschen und estnischen Sprachen uns auch darin hinderlich. Außerdem giebt es hier sehr wenig zu arbeiten und selbst dieses Wenige eignen sich die in allen Verrichtungen und Handwerken sehr geschickten Esten zu. Arbeit auf den hierselbst nur in geringster Zahl ankommenden Galioten zu finden, daran ist erst recht nicht zu denken, denn da sind es wiederum die Esten, welche dem Herrn Assessor*), an den die meisten Schiffe ankommen, verschuldet sind und von diesem daher zu den Schiffsarbeiten verwendet werden.“

„2) Die einem Jeden von uns durch die Gnade Ihrer Kaiserlichen Majestät ausgesetzte Summe soll von der Deselschen Provinzial-Kanzlei zur Herstellung einer besonderen Wohnung für Jeden von uns verwendet werden; das Material dazu wird auch schon vorbereitet. Aber wenn diese Summe schon hinreichen wird zur Herstellung und Einrichtung der Wohnungen, ja, wenn sie auch hinreichen wird zum Ankauf von Fischergeräthschaften u. A. m. — was bleibt uns Endesunterzeichneten, die wir gegenwärtig noch allein, ohne unsere Frauen und Kinder, leben, was bleibt

*) Th. v. Dellingshausen, „wirklicher Commerz-Assessor“.

Der Uebersetzer.

uns da zu unserem sonstigen Lebensunterhalt, zu unserer Nahrung übrig? Wir werden gewiß die alleräußerste Noth zu bestehen haben.“

„3) Eingerechnet die 10 Rubel, welche man uns in Riga mit auf den Weg gegeben, haben wir von der oben erwähnten, uns ausgesetzten Summe aus der Provinzial-Kanzlei 62 Rubel erhalten; den Rest gedenkt man uns in Posten von 1 Rubel monatlich per Mann auszusahlen, eine Summe, aus der nicht nur nicht die Kosten für Nahrung und Kleidung zu bestreiten sein werden, sondern die bei der hiesigen Theuerung, auch nicht einmal zum Ankauf des täglichen Brodes hinreichen wird.“

„Aller der so eben aufgezählten Umstände halber neigen wir uns zu den Füßen Ev. Gräflichen Erlaucht und bitten mit Thränen in den Augen zu gestatten, daß wir unseren gegenwärtigen Aufenthaltsort Arensburg verlassen und uns den vier bereits in Pernau angestiedelten Männern zugesellen. Wir acht Mann vereint könnten den hiesigen schwierigen Verhältnissen schon leichter widerstehen, indem wir uns sowohl bei Anfertigung von Tischereinstrumenten, als auch bei allen sonstigen Arbeiten, die mit vereinten Kräften besser gelingen, thätig unter die Arme zu greifen im Stande wären.“

Den Zweck dieser Eingabe, eine Vereinigung mit ihren vier Genossen in Pernau, sollten die ehemaligen Vertrauten des Pseudokaisers nicht erreichen. Noch waren keine 14 Tage vergangen, als die Desfessche Provinzial-Kanzlei auf Befehl des Grafen Browne ihren vier Schutzbefohlenen mittheilte, daß ihnen die Bitte um Ueberstiedelung nach Pernau nicht gewährt werden könne. Die Kanzlei ihrerseits aber, durch jene Bittschrift ihre Fürsorge um die Anstiedler mehr oder weniger verdächtigt sehend, unterlegten dem Generalgouverneur, es sei durchaus unrichtig, was diese Leute berichtet, als habe nämlich die Kanzlei es so angeordnet, daß jedem von ihnen eine besondere Wohnung hergerichtet werde, im Gegentheil sei auf ihren persönlichen Wunsch ein einziges Haus angekauft und auf denjenigen Platz übertragen worden, den man zu dem Zweck für sie ausgewählt. Daß über die Aufstellung des Gebäudes der Herbst herangerückt sei, die Schuld daran hätten sie sich selbst beizumessen. Das Haus würde schon längst fertig da stehn, wenn sie sich nicht plötzlich anders besonnen und eigenstinnig darauf beharrt hätten, nun nicht mehr außerhalb der Stadt, dem Strande näher, sondern in der Stadt selbst wohnen zu wollen. Hinsichtlich der monatlichen Unterstützung von 1 Rbl. handle die Kanzlei nur gemäß der ihr zu Theil gewordenen Vorschrift Ev. Erlaucht

des Grafen Browne, den die Kanzlei auch darüber nicht ununterrichtet lassen dürfe, daß die in Rede stehenden Kosaken äußerst faule Leute seien und so wenig als möglich um ihren Lebensunterhalt in Sorge wären, ungeachtet seitens der Kanzlei nichts unterlassen werde, was sie über die Unbekanntschaft mit den neuen Lebensbedingungen hinweghelfen könnte. Aber anstatt den ihnen immer und immer wieder erteilten Rath zu beherzigen, ein großes Zugnetz zu kaufen und sich überhaupt in die hier gebräuchliche Art des Fischfangs hineinzuarbeiten, schlenderten sie den lieben langen Tag umher, thäten nichts und forderten nur immer von dem Gelde, das doch zum großen Theil zur Einrichtung ihres Wohngebäudes bestimmt worden sei.

Von dem Schauplatz unserer der Vergessenheit entzogenen Archivalien treten nun die vier Arensbürger „Uebergeführten“ für einige Zeit ab, um ihren vier Bernauschen Leidesgefährten nebst deren Klagen und Bitten Platz zu machen; denn auch die in Bernau angesiedelten Herren Kosaken, so sehr sie von ihren Genossen in Arensburg beneidet zu werden schienen, hatten, wie wir sogleich hören werden, viel an ihrer Lage auszusetzen. Am 29. October 1775 verfaßten sie ein Gesuch an den Grafen Browne, ihnen zu gestatten, einen aus ihrer Mitte, den Peter Pustobajew, nach Riga abzudelegiren, damit er Sr. Gräßlichen Erlaucht dem Herrn Generalgouverneur persönlich und umständlich auseinandersetze, wie schlimm es mit ihnen in Bernau bestellt sei. Sie bäten um diese Erlaubniß um so dringender, als gar keine Möglichkeit vorhanden wäre, vor dem Bernauschen Magistrat zu Wort zu kommen. Graf Browne willfahrte ihrer Bitte. Pustobajew langte am 7. Januar 1776 in Riga an und überreichte dem Grafen „im Namen der in Bernau ansässigen ehemaligen Kosaken vom Ural, jetzt sogenannten „Uebergeführten“ eine Schrift, in der die Kosaken, über ihre äußerste Geldnoth klagend, um die Erlaubniß nachsuchten, erstens freie russische Arbeiter als unentbehrliche Gehülfen bei ihrem Fischereibetriebe in Sold zu nehmen, zweitens mit dem Ertrag ihrer Fischerei in Livland umherzureisen und die Jahrmärkte zu besuchen.

Auf diese Bitte einzugehen mußte Graf Browne um so größeres Bedenken hegen, als ihm seitens des Drenburgschen Gouverneurs Generalleutenant Reinsdorpp schon im December des verwichenen Jahres nachstehendes officielle Schreiben zugegangen war.

„Die an dem Aufstande des ehemaligen Räubers und Usurpators Pugatschew betheiligt gewesenen, in dem der Verwaltung Gw. Erlaucht

anvertrauten Gouvernement und zwar in Pernau angesiedelten uralischen Kosaken, an deren Spitze ein Fedor Ischumakow, haben sich herausgewonnen, einen in Pernau sich von Arbeit nährenden Bauern des Susdalschen Kreises, Schurawlew, mit Briefen an den dortigen Ataman Ukutin und an die Ibrigen nach Uralok zu senden. Diese Briefe sind ausgegriffen und sorgfältig durchsehen worden, und wenn in ihnen zwar nichts Auffallendes und Verdächtiges zu entdecken gewesen ist, außer vielleicht die Bemerkung, daß jeder von ihnen 300 Rubel Gage erhalte, — so verdient doch der Umstand, daß die Absender ihrem Boten, dem Schurawlew, eingeredet, der oben erwähnte Räuber Pugatschew lebe noch bis zum heutigen Tage, einige Aufmerksamkeit. Schurawlew nämlich behielt das Gehörte (das ihm möglicherweise mit der Absicht der Weiterverbreitung gesagt worden war) nicht für sich, sondern erzählte es weiter, soviel man ermitteln konnte, vorläufig nur einer hier im uralischen Gebiet ansässigen Frauensperson, was Alles zusammengenommen jedenfalls kein beruhigendes Zeichen für die Gesinnungen dieser Kosaken ist, sondern vielmehr dafür spricht, daß die Deportirten ihren ehemaligen verbrecherischen Führer noch sehr lebhaft im Gedächtniß behalten haben und daß ihr früheres Verhältniß zu ihm sie immer noch beschäftigt. Es ist also alle Ursache vorhanden, auf die Handlungen dieser Leute Acht zu geben und demnach auch ihre angeknüpften brieflichen Beziehungen zu verhindern, da solche die im Kosakenheere hergestellte Ruhe und Ordnung leicht wieder zu stören und der Gesellschaft Schaden zu verursachen vermöchten. In Erwägung des Gesagten ersuche ich Ew. Erlaucht ergebenst, die Obrigkeit der Stadt Pernau verbindlich zu machen, daß sie eine verschärfte unausgesetzte Aufsicht über diese, als Verbrecher und Verräther bekannten Kosaken ausüben lasse und ihnen auch die kleinste verdächtige Handlung nicht durch die Finger sehe, weil anders durch den Briefwechsel mit ihren Verwandten und Freunden und durch ihre ungebührlichen Reden leicht neue Unruhen angestiftet werden könnten.“

Dieses Schreiben ward dem Fürsten Wjasemski am 5. Februar 1776 im Original zugestellt. Graf Browne knüpfte daran, sowie an die oben mitgetheilte Bittschrift der vier Pernauschen „Uebergeführten“, zwei Bemerkungen über die in jener Bittschrift enthaltenen Klagen und Wünsche und erbat sich für diese Wendung der Dinge die erforderlichen Verhaltungsmaßregeln. Die erste der Bemerkungen bezieht sich auf den Geldmangel und enthielt die Anfrage, ob der in 50 Rubeln bestehende Rest jener per Mann ausgesetzten 100 Rubel, wie ursprünglich bestimmt, zum Bau des

Wohnhauses für die Kosaken verwendet oder aber, wie es die Leute wünschten, ihnen ausgezahlt werden sollte; die zweite lautet: „Ist ihnen zu gestatten, russische Arbeitsgehülfsen zu mietben und in ganz Livland mit dem Ertrag ihrer Fischerei umberzureisen?“ — „Meiner Meinung nach,“ sagt der Graf, „könnte man ihnen die Anwerbung von Mietarbeitern gestatten, doch dürften diese Arbeiter keine Russen, sondern nur Esten und zwar hiesige Einwohner sein, welche für die gemeinschädlichen Reden und Gefinnungen der Kosaken wenig Sympathie an den Tag legen würden. Ihrem Wunsch, die livländischen Jahrmärkte bereisen zu dürfen, ist erst dann Gewährung zu geben, wenn ihre Frauen und Kinder hier eingetroffen sein werden und eine eingerichtete Wirthschaft etwaigen Fluchtgedanken keinen Vorschub mehr leistet. Um des letzteren Umstandes willen, gestatte es Ew. Durchlaucht nicht, den Inhalt Ihres mir zu Theil gewordenen Schreibens vom 23. April des verwichenen 1775. Jahres wahr zu machen und demnach die Familien der Uebergeführten hierher senden zu lassen, mich gleichzeitig aber darüber zu benachrichtigen, was in Veranlassung des Briefes des Gouverneurs von Orenburg zu thun geboten erscheint.“

Ferner hatte Graf Browne den Fürsten Wjasemski bereits am 16. Mai 1775 um die Mittheilung ersucht, ob die in dem Schreiben des letzteren vom 28. Februar desselben Jahres bestimmten Diätengelder im Betrage von 10 Kop. per Mann und Tag, den in Arensburg und Pernau angestellten Kosaken auch noch ferner, d. h. neben der Unterstützungsumme von 100 Rubeln, die in der Folge einem Jeden von Ihnen zugestellt worden war, ausgezahlt werden sollten. Graf Browne bittet nun zum zweiten Male um Bescheid, was er in dieser Sache zu unternehmen habe.

Seinerseits schrieb er am 12. Februar 1776 dem Commandanten von Pernau vor, streng darauf zu sehen, daß Tschumakow und Genossen keine Gelegenheit fänden, Briefe, an wen es auch sei, zu schreiben und daß die von ihnen anzuwerbenden Arbeiter keine Russen, sondern Esten seien.

Diesmal erfolgte die Antwort des Fürsten Wjasemski auffallend schnell; sie traf ein am 12. Februar, demselben Tage, an welchem der Generalgouverneur von Livland den Brief an General-Major Poffet nach Pernau gesandt hatte, und lautete:

„Den Brief Ew. Erlaucht vom 5. d. Mts. nebst beigelegtem Originalbericht des Gouverneurs von Reinsdorpp, habe ich erhalten und auch das Glück gehabt, beides selbigen Tages Ihrer Kaiserlichen Majestät zu unterbreiten. Mir wurde darauf seitens unserer gnädigen Kaiserin der Befehl,

den Herrn Reinsdorpp um die sofortige Einsendung des mit der Uebringung der Briefe betraut gewesenen Schurawlew in die geheime Expedition zu ersuchen, was meinerseits bereits geschehen ist. Hinsichtlich jedoch dessen, was Ew. Erlaucht über die deportirten uralischen Kosaken, Tschumakow und Genossen, über deren bei Ansiedlern gar nicht statthafte Faulheit und Sorglosigkeit bei Erbauung ihres Wohnhauses, sowie über deren Wunsch, russische Arbeiter mietzen und das livländische Gouvernement bereisen zu dürfen, mir geschrieben haben, muß ich Ew. Erlaucht ersuchen, bis dahin, wo eine Allerhöchste Verfügung in dieser Angelegenheit erfolgen wird, mit meiner hier folgenden Meinung vorlieb zu nehmen: 1) da die Leute sich mit Landbau nicht beschäftigen und dem äußersten Mangel an Nahrungsmitteln doch nicht ausgesetzt werden können, so erscheint es mir geboten, ihnen für einige Zeit eine Unterstützung von einem Sack Mehl per Mann und von dem für sie bestimmten Gelde, d. h. den bei Ew. Erlaucht noch übrigen 50 Rubeln, ihnen gleichfalls 3 Rubel per Mann zu gewähren; 2) das Reisen in Livland jedoch, ist ihnen als Deportirten und unter Aufsicht Stehenden unter keiner Bedingung zu gestatten, ebenso wenig, als ihnen das Anwerben von Arbeitern russischer Nationalität, wie Ew. Erlaucht solches ja selbst zu mißbilligen beliebten, verboten werden muß; vielmehr wird ihnen aufs strengste einzuschärfen sein, nicht zu vergessen, wie sehr sie sich noch um die Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin verdient zu machen und deswegen nicht das geringste Recht hätten, Ew. Erlaucht mit ihren unnützen Klagen und Forderungen zu beunruhigen.“ — Folgt die dem Fürsten Wjasemski überhaupt geläufige Schlussformel, daß alles eben Erwähnte nur so die Meinung des Fürsten sei und daß im Uebrigen Alles der reifen Erwägung und Entschliebung des Grafen überlassen bleibe.

Nachdem Graf Browne die Anordnung getroffen, daß sowohl den in Pernau als auch den in Arensburg angesiedelten Kosaken aus den Kronsmagazinen ein Tschetwert Roggenmehl und 3 Rubel per Mann aus derjenigen Summe ausgezahlt werde, welche eigentlich zur Herstellung ihrer Wohngebäude bestimmt worden war, wünschte er zu wissen, in wie weit des Commandanten von Pernau Bericht über die Pernauschen „Uebergeführten“ begründet sei und ob nicht diese oder jene Parteilichkeit dabei obgewaltet habe. Demzufolge befohl er, gleich nach Empfang des Briefes von Reinsdorpp, dem Pernauschen Magistrate, ihm umgehend zu berichten: womit die in Pernau angesiedelten Kosaken sich daselbst beschäftigten, welche Verbindungen nach auswärts und welche Bekanntschaften sie unter den

Bernauern hätten, wie der Bau ihrer Wohnungen weiter schreite und auf welche Weise sie die ihnen zukommenden Unterstüzungen verwendeten.

Wenn der Generalgouverneur nur eine Bestätigung dessen wünschte, was der Commandant von Bernau ihm angelegentlich der Bernauschen Ausiedler mitgetheilt hatte, so konnte er mit der Antwort, die ihm der Magistrat am 8. Februar 1776 zustellte, vollkommen zufrieden sein. Dieser schrieb: die in Rede stehenden Leute wären ausgesprochene Nichtsthuer; Niemand habe sie noch bei irgend welcher Arbeit gesehen; sie lebten in der Vorstadt in der Schenke eines Russen, Philipp Petrow, der ehemals Marketen der gewesen sein soll und bei dem alle hier durchreisenden Russen einkehrten; ob sie unter den hiesigen Einwohnern einige zu ihren Bekannten zählten, könne mit Bestimmtheit nicht constatirt werden, indessen höre man, daß sie oft im Hause des ehemaligen Atamans der Kosaken vom Don Stepan Danilowitsch Jesremow aus- und eingingen; um den Bau ihres Wohnhauses bekümmerten sie sich nicht; welche Unterstüzungen ihnen zuflössen und in welcher Weise sie dieselben verwendeten, sei dem Magistrate unbekannt.

In Folge dieser deutlichen Unterlegung des Bernauschen Magistrats erging 14 Tage später seitens des Grafen Browne an Possiet nachstehender entscheidender Befehl: „Den Kosaken das Wohnen in der Schenke des Petrow zu verbieten; ihnen zu befehlen, das eigene Haus zu erbauen, mit Jesremow nicht zu verkehren, keinerlei Schriftwechsel zu führen.“

Hiermit ist die Acte Nr. 69, der alle vorstehenden Documente entnommen worden sind, geschlossen. Im Laufe der nun folgenden neun Jahre hat keinerlei Schriftwechsel in Angelegenheit der „Uebergeführten“ stattgefunden, wenigstens hat der Sammler dieser Schriftstücke nichts entdecken können, was zu der Sache in irgend welcher Beziehung gestanden hätte; er glaubt jedoch aus den gleich unten zu citirenden officiellen Papieren schließen zu müssen, daß sowohl die in Bernau angestellerten Kosaken als auch ihre Arensburger Genossen, des erfolglosen Bittens und Klagens überdrüssig, sich endlich den Bedingungen und Anforderungen eines bürgerlichen, auf Arbeit und Vorsorge angewiesenen Lebens gefügt haben. Seitens der Krone, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, wurde ihnen keine Art von beständiger Unterstüzung zu Theil; sie lebten in den von ihnen schließlich doch erbauten Häusern, beschäftigten sich mit Fischfang und blieben nach wie vor von allen und jeden Abgaben befreit. Ihre Familien jedoch hat man ihnen — wie bereits oben vorgreifend gesagt wurde — nicht

folgen lassen und die Gründe, die dagegen obgewaltet haben mögen, sind uns nicht bekannt geworden. Erst in den Acten aus den Jahren 1785, 1786, 1800 und 1804 läßt sich das fernere Schicksal der „Uebergelührten“ verfolgen.

Am 12. August 1785 nämlich schickten die Bernauschen Anstiedler Tworogow, Tschumakow, Fedulow und Pustobajew dem Grafen Browne, der noch immer an der Spitze des Generalgouvernements von Livland stand, folgende Bittschrift zu:

„Vor den Stufen des Sitzes Ew. hochgräflichen Erlaucht niederstinkend und Ihre Füße mit unseren strömenden Thränen benezend, stehen wir um Gnade, um Hülfe in der uns argbedrängenden Noth. — Der Wille des Allmächtigen und der Befehl unserer allergnädigsten Kaiserin haben uns verurtheilt, so weit entfernt von unserem Vaterlande, von unserem häuslichen Herd, hier in dieser fremden Gegend zu leben, und, wenn schon mit vielem Elend kämpfend, haben wir unser Schicksal bis zum hentigen Tage in Geduld getragen. — Da nun im Laufe dieser langen Reihe von Jahren einige von uns und namentlich Fedor Tschumakow und Peter Pustobajew sehr alt geworden sind und hinsällig und schwach, da ferner das Licht ihrer Augen fast gänzlich erloschen ist und sie somit vollständig unfähig sind, für ihren Lebensunterhalt Sorge zu tragen, so bitten wir Ew. hochgräfliche Erlaucht, unsern allerbarmherzigsten und allergnädigsten Herrn und Vater, unterthänigst, uns mit der Erlaubniß zur Rückkehr in unsere Heimat zu begnadigen. Dort haben wir ja noch Kinder und Verwandte, die uns das Leben erleichtern und mit deren Unterstützung wir für unsern Unterhalt, nicht wie hier mit genauer Noth, sondern ohne Mühe Sorge tragen würden. Sollten aber die Umstände so sehr gegen diese unsere Bitte sein, daß Ew. hochgräfliche Erlaucht sie uns abzuschlagen genöthigt wären, so bitten wir um Folgendes: Ew. Erlaucht wollen anbefehlen, daß Angefichts der uns bedrängenden Noth wenigstens dem Tschumakow und dem Pustobajew, wegen ihres hohen Alters und gänzlicher Hinsälligkeit, eine monatliche Unterstützung entweder an Proviant oder an Geld gewährt werden möge. Dafür,“ so lautet der Schluß der Bittschrift, „würden wir immer und ewig den Himmel loben und preisen, ihn inbrünstig bitten, daß er das Leben unserer allergnädigsten Kaiserin segne und erhalte, Ew. Erlaucht aber und das ganze hochgräfliche Haus mit Ehre und Ruhm überschütte, in welcher Hoffnung wir in dem, was

Erw. hochgräflichen Durchlaucht zu beschließen gefällig sein wird, eine gnädige Resolution erwarten 2c.“

Graf Browne schien diesen Klagen seitens derjenigen, die ihm schon ehedem mit ihrer ewigen Unruhe und Unzufriedenheit so viel zu schaffen gemacht, keinen rechten Glauben schenken zu wollen, denn schon am 23. August desselben Jahres erbat er sich vom Bernauschen Commandanten Brigadier Vogt, der inzwischen den General-Major Possiet abgelöst hatte, nähere, die Bittschrift betreffende Auskünfte. Er schrieb:

„Die Uebergeführten Iwan Iworogow, Tschumalow, Pustobajew und Fedulow sandten mir durch den Besitzer der Badstube in Bernau ein Bittschreiben zu, in welchem sie für sich und für zwei ihrer Genossen, den Tschumalow und Pustobajew, die wegen hohen Alters und Hinfälligkeit nicht mehr zu arbeiten im Stande seien, um die Erlaubniß nachsuchten, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen; wo nicht, möchte man wenigstens den beiden Hinfälligen eine Unterstützung an monatlichem Proviant gewähren. Da man sich auf die Angaben dieser Leute nicht verlassen kann und es unglaublich erscheint, daß sie bereits zu hinfällig geworden, um sich noch durch irgend welche Arbeit ernähren zu können, so sind mir genauere und überzeugendere Auskünfte in dieser Angelegenheit von Wichtigkeit; ich ersuche Sie deßhalb, Herr Brigadier, darüber umständliche Erkundigungen einzuziehen, ob diese Leute sich wirklich in der geschilderten Lage befinden, sich durch eigene Händearbeit nicht mehr ernähren zu können, oder ob alles das nur ein Vorwand ist. Im ersteren Falle möchte ich Ihnen empfehlen, sie zusammenzurufen und ihnen mit zuredenden und ermahnenden Worten ans Herz zu legen, daß sie sich gegenseitig helfen und in der Noth beistehen mögen, wie das ehrlichen Kameraden geziemt. Sie werden ferner nicht unterlassen wollen, ihnen zu bemerken, wann nöthig zu befehlen, daß sie mit ihren Bitten, um was es sich auch handele, sich direct an Sie zu wenden haben und daß ihnen jede Art Schriftwechsel auf das strengste verboten sei; dem Badstüber endlich zu eröffnen, in Zukunft keine Briefe von den Uebergeführten entgegenzunehmen oder zu befördern, vielmehr möge er, als ihr ganzes Vertrauen besitzend, auf alle ihre Handlungen und Gesetzesüberschreitungen, namentlich aber auf ihren schriftlichen Verkehr sorgfältig Acht geben und über Gesehenes und Gehörtes Ihnen Anzeige machen. Alle diese Maßregeln werden Sie unter der Hand zu treffen haben, so daß aus solcher Fearschwöhnung dem Tschumalow und Genossen keinerlei Nachtheile in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft erwachsen.

Ueber die Ergebnisse Ihrer Ermittlung in Betreff der Hülfslosigkeit und des Alters der Leute schicken Sie mir einen Rapport.“

Zu Erfüllung dieser Vorschrift unterlegte Brigadier Vogt dem Grafen Juri Jurjewitsch am 28. August 1785 sub Nr. 634, daß Tschumakow und Pustobajew in der That vor Alter die Sehkraft ihrer Augen mehr oder weniger verloren hätten, daß aber die beiden andern, Tworogow und Fedulow, jünger seien und sich den Lebensunterhalt noch recht gut zu beschaffen vermöchten. Auf den ihnen erteilten Rath, einander als gute Kameraden beizustehen und sich gegenseitig zu helfen, hätten sie ihrerseits entgegnet, daß sie solches während der ganzen Zeit ihres Zusammenseins ohnehin beobachtet hätten und daß nur jetzt, wo Tschumakow und Pustobajew völlig hinfällig und zu jeder Leistung unfähig geworden seien, nichts zur gegenseitigen Unterstützung geschehen könne. — „Was das Uebermitteln der Bittschrift durch den Badstüber betrifft, so habe ich meine Einwilligung dazu selbst gegeben, darüber auch Ew. Erlaucht Unterlegung gemacht und nicht geögert diese Unterlegung zu wiederholen, als auf die erste Ihrerseits keine Resolution erfolgte. Daß die Leute ohne mein Wissen keine Briefe, an wen und wohin sie auch gerichtet sein mögen, abschicken dürfen, ist ihnen wiederholt erklärt worden; auch habe ich keine Ursache anzunehmen, sie hätten sich in dieser Hinsicht eines Vergehens schuldig gemacht; ich muß im Gegentheil der Wahrheit und Gerechtigkeit Raum geben und erklären, daß ihre Führung zu jeder Zeit eine ordentliche gewesen ist, daß sie still und friedlich leben und die Grenzen der Geselligkeit nicht überschreiten.“

Alle diese näheren Angaben legte Graf Browne einem Schreiben an den Fürsten Wjasemski, datirt vom 1. November 1785, zu Grunde und ersuchte ihn dringend, in Anbetracht der Hinfälligkeit und Altersschwäche der beiden Uebergeführten Tschumakow und Pustobajew und in Anbetracht der über sie bis hiezu schon so vielfach ergangenen Gnade Ihrer Majestät, die erforderliche Anordnung treffen zu wollen, an welchem Orte und aus welchen Mitteln ihnen der Proviant und eine wenn auch noch so kleine Unterstützung ausgereicht werden könne, — diesen Genannten schon jetzt, ihren beiden Genossen aber für die Zukunft.

Den 27. Februar 1786 antwortete Fürst Wjasemski:

„Ihre Majestät die Kaiserin hat nach Kenntnißnahme des Briefes, in welchem Ew. Erlaucht die völlig trostlose Lage und Hinfälligkeit der bekannten ehemaligen Kosaken vom Jais Tworogow und Genossen zu

schildern beliebten, zu befehlen geruht: jedem von ihnen ein für alle Mal 100 Rbl. auszureichen. Es bleibt der Einsicht Ew. Erlaucht überlassen, ob diese Summe den Leuten voll und ganz einzuhändigen sei oder ob es geeigneter erscheinen möchte, eine dritte Person mit der zweckmäßigen Verwendung dieser Gelder zu beauftragen. Zudem ich diesen Allerhöchsten Befehl hiermit zu Ihrer Kenntniß bringe, habe ich die Ehre Ew. Erlaucht ergebenst zu bitten, Ihrerseits die Anordnung treffen zu wollen, daß die ausgelegten Unterstützungsgelder den Summen der Rentei für Staatersparnisse entnommen werden sollen.“

In Folge dieses Briefes erließ Graf Browne am 5. März sub Nr. 126 an den Rigaschen Kameralhof den Befehl, 400 Rbl. an den Commandanten Brigadier Bogt nach Pernau zu senden. Dieser letztere selbst erhielt seitens des Generalgouverneurs ein Schreiben, in welchem es unter Anderem heißt: „Diese Gnade Ihrer Kaiserlichen Majestät erwägend, werden Ihre *Perwiskynagu. dokazi, ogichet. iziv. mäsyr., oiva. dereatinge* Verwendung der Gelder anzuordnen, daß Tschumakow und Pustobajew jeder zwei Tschetwerik Roggenmehl und anderthalb Garniß Grütze monatlich erhalten, welche Gegenstände zu möglichst billigen Preisen entweder auf dem Markte oder, falls es sich auf diesem Wege als vorthafter erweisen sollte, aus den Proviant-Magazinen gegen gleich baare Zahlung zu erstehen sein werden. Wenn nicht äußerste Nothwendigkeit Sie dazu veranlassen sollte, so vermeiden Sie dem Tvorogow und dem Fedulow gegenüber durchaus jede Erklärung hinsichtlich des erfolgten Gnadenactes Ihrer Majestät; tritt diese Nothwendigkeit jedoch ein, so werden Sie nicht zögern, mich davon in Kenntniß zu setzen.“

Alle diese Verfügungen wurden vermitteltst Schreibens vom 7. März 1786 sub Nr. 128 dem Fürsten Wjasemski mitgetheilt. Am 12. März unterlegte der Brigadier Bogt dem Grafen Browne, daß die 400 Rubel in seine Hände gelangt seien und daß er in Betreff ihrer Verwendung ganz nach der ihm zugegangenen Vorschrift verfahren werde.

Ueber die in Arensburg angestellerten Kosaken (Fosanow, Konowalow, Kotschuwow und Potschitalin) verlautet bis zum Jahre 1800 keine Sylbe. Erst in diesem Jahre, am 24. Januar, unterlegte der liv- und estländische Civil-Generalgouverneur, wirklicher Geheimrath von Nagel, dem General-Procureur Bekleschow Folgendes:

„Die Deconomie-Verwaltung der Insel Desel brachte in ihrer Unterlegung vom 9. Januar 1800 zu meiner Kenntniß, daß im Jahre 1775

auf Allerhöchsten Befehl vier Kosaken vom Ural zur Ansiedelung nach Arensburg geschickt worden seien, die sich bis zu dieser Stunde von Fischerei und Handarbeiten hinlänglich nährien, die Ordnung in Nichts störten und friedlich lebten. Gegenwärtig nun ist einer unter ihnen, der 80 jährige Kosak Kosma Fojanow, so sehr altersschwach und hinfällig geworden, daß er sich durchaus außer Stande fühlt, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen; ich ersuche Ew. hohe Excellenz demzufolge ergebenst befehlen zu wollen, dem Manne für die übrigen Jahre, deren er ohnehin nicht viele zu leben haben dürfte, eine Unterstützung seitens der Krone auszureichen.“

In seiner Antwort vom 4. Februar 1800 bedauert der General-Procureur bemerken zu müssen, daß man seitens der Krone auf keinerlei Unterstützung rechnen dürfe; in den der Obhut des Herrn Generalgouverneurs anvertrauten Gouvernements seien ja wohlthätige Anstalten in reichlicher Zahl vertreten, wie z. B. das Collegium allgemeiner Fürsorge, Armenhäuser und andere dem ähnliche Einrichtungen, — es würde also nur eines Befehls seiner hohen Excellenz an die ihm untergeordneten Behörden bedürfen, den erwähnten altersschwachen Kosaken nach Erforderniß zu versorgen.

Drei Tage darauf, am 7. Februar, schrieb der General-Procureur wiederum an Herrn von Nagel, daß die zur Ansiedelung in Pernau verurtheilten Kosaken vom Ural Iwan Tworogow und Genossen sich mit der Bitte direct an ihn gewandt hätten, ihnen wegen hohen Alters und Unfähigkeit zur Arbeit eine Unterstützung zukommen zu lassen. „Indem ich der Meinung bin,“ so fährt der General-Procureur in seinem Schreiben fort, „daß die Fürsorge um alle Hinfälligen überhaupt ein Gegenstand der Thätigkeit der Ew. hohen Excellenz untergeordneten Behörden sei, kann ich nicht umhin, sowohl hinsichtlich der Hülfbedürftigen in Pernau als derjenigen in Arensburg, Ew. hohe Excellenz auf mein dahin bezügliches Schreiben vom 4. dieses Monats aufmerksam zu machen, Sie gleichzeitig ersuchend, die nöthigen Maßregeln zum Unterhalt der Hülfbedürftigen zu ergreifen.“

Am 19. Februar konnte von Nagel den General-Procureur benachrichtigen, daß wegen des Unterhalts der Kosaken „die nöthige Vorschrift erlassen worden sei“.

Die endgültige Entscheidung des Schicksals der „Ubergesführten“ erfolgte erst im Jahre 1804.

Der Justiz-Minister, Fürst Peter Wassiljewitsch Lopuchin schrieb am 25. Juli 1804 dem livländischen und estländischen Generalgouverneur, Grafen Fedor Fedorowitsch Buzhbowden:

„In Veranlassung der allerunterthänigsten Bitte des Kosaken vom Ural Semen Fofanow um Freilassung seines Vaters, welcher ehemals der Bande Pugatschews angehört habe und im Jahre 1775 nebst fünf andern Kosaken zur Ansiedelung in der Vorstadt von Bernau geschickt worden ist, hat Sr. Majestät der Kaiser zu befehlen geruht, Erkundigungen einzuziehen: welcher Art die Aufführung sowohl des Vaters des Bittstellers als der Uebrigen zur Ansiedelung Berurtheilt bisher gewesen und ob es auch der Wunsch Aller sei, in ihre Heimat zurückzukehren. Demzufolge ersuche ich Ew. Erlaucht, mir die betreffenden Auskünfte zukommen lassen zu wollen, damit ich dieselben Sr. Majestät dem Kaiser unterbreite.“

Wiewohl erst vier Jahre seit dem letzten Schriftwechsel in Angelegenheit unserer Kosaken vergangen waren, so wußte doch Graf Buzhbowden absolut nichts von dem Zwangsaufenthalte irgend welcher „übergeführten“ Kosaken innerhalb der Grenzen von Liv- und Estland, denn indem er dem Bernauschen Commandanten, General-Lieutenant Baskalow, vom 2. August 1804 vorschrieb, ihm die vom Fürsten Lopuchin verlangten Auskünfte einzusenden, fügte er hinzu: . . . „sollten indessen die in Rede stehenden Leute nicht mehr in Bernau, sondern an andern meiner Verwaltung anvertrauten Orten leben, so werden sie sich dahin solcher Weise in Beziehung zu setzen haben, daß die verlangten Auskünfte unmittelbar und unverweilt in meine Hände gelangen.“

Darauf berichtete Baskalow am 15. August desselben Jahres, daß der Kosak Fofanow in Arensburg gestorben sei und daß die beiden daselbst noch lebenden ehemaligen Kosaken vom Ural Konowalow und Kotschurow, wegen ihres hohen Alters und leidenden Zustandes, nicht wünschten in die Heimat zurückzukehren. Desgleichen wünsche der eine, in Bernau noch am Leben gebliebene Kosak Tworogow aus denselben Gründen zu bleiben, wo er sei; er bitte nur um die Erlaubniß, hin und wieder nach Riga und Reval fahren zu dürfen, da diese Gnade ihm auch von dem Fürsten Sergej Fedorowitsch Golizyn wiederholt gewährt worden wäre.

Graf Buzhbowden willfahrte der Bitte. Dem Justiz-Minister theilte er am 28. August 1804 mit, was er eben in Erfahrung gebracht, daß Fofanow nicht mehr lebe, die übrigen drei noch lebenden Kosaken aber

Arensburg und Pernau nicht mehr verlassen möchten, ihres Alters und ihrer Schwachheit wegen.

Es waren aber noch andere, viel maßgebendere Gründe vorhanden, warum die „Uebergeführten“ nicht mehr zurückkehren wollten in die Heimat: dort waren inzwischen alle ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder verstorben, Niemand war am Leben geblieben, der sich ihrer hätte erinnern können, falls sie sich entschlossen hätten, die Heimat noch einmal wiederzusehen.

Wahrscheinlich verwischte bald darauf der Tod auch die letzte Erinnerung an diese in Livland von Peter gefangenen Genossen des großen „M“.

Amerikanische Briefe eines Finländers.

VI.

Melrose, den 12. Juli (31. Juni) 1868.

Der große Tag Amerikas, der 4. Juli, ist wieder einmal würdig begangen worden. Da erwartet wohl mancher Ihrer Leser in diesem Briefe eine schöne Beschreibung des Unabhängigkeitsfestes zu erhalten. Allein ich muß mich entschuldigen, da mein ganzer Brief dann nur aus „Puff! Knall!! Knackknacktrach!!!“ u. s. w. in allen möglichen Combinationen und Permutationen mit bald mehr, bald weniger, bald dickeren, bald dünneren Ausrufungszeichen bestehen würde. Das Abbrennen von Feuerkrackern, Fröschchen, Raketen, Schwärmern, Bienenkörben, Rädern u. s. w. mitten auf der Straße zwischen den Beinen der Vorübergehenden und der Pferde, von 5 Uhr Morgens bis lange nach Mitternacht, das ist der 4. Juli. Alt und Jung, von fünfzig bis zu fünf Jahren, hat an dem großen Gedanktage nur hierfür Sinn. Wenn je so ist an diesem Tage das alte Wort „Viel Geschrei und wenig Wolle“ eine Wahrheit. Die empörenden Brutalitäten, die sich die „Roafers“ und „Rowdies“ und die Buben, die es werden wollen, zu Schulden kommen lassen, als das absichtliche Werfen von Feuerwerk in die geöffneten Fenster und gegen die Köcke der Damen, die unzähligen Brandwunden und vielen Brandschäden — in Brooklyn waren dieses Jahr nur sieben — die bedeckt man mit einem Mantel der Liebe, der geradezu von lächerlicher Dicke ist: nur um Gotteswillen dem souverainen Pöbel um dieser Kleinigkeiten willen nicht sein Vergnügen gestört! Ich habe nie ein nationales Fest witzloser und — es muß gesagt sein — brutaler begehren sehen. Der 15. August, der Napoleonstag, den ich einst in Paris mitmachte, stand mir immer vor

Augen, und ich wünschte ich könnte ganz New-York einmal zu diesem Tage hinüberschicken; aber freilich ist es wohl mehr als fraglich, ob die Lektion irgend etwas fruchten würde. Denkt man dabei daran, was hier und was dort gefeiert wird, so wird einem weh zu Muth und man lenkt die Gedanken gerne auf einen anderen Gegenstand. Erlauben Sie mir daher Sie heute an einen Ort zu führen, wo des Geschreis sehr wenig, der schönsten Wollse aber desto mehr ist.

Blackwell's Island, die Insel der Wohlthätigkeits- und Correctionsanstalten, ist der Ort, an den ich Sie einlade, weil es schwer sein dürfte einen anderen Ort zu finden, an dem sich die liebenswürdigen und großen Seiten des amerikanischen Charakters in so glänzendem Lichte zeigen. Die Insel mit all den stattlichen massiven Steingebäuden der zweiundzwanzig verschiedenen Anstalten, mit den schönen Parkanlagen, den weiten reinlichen Gemüsegärten und den geschmackvollen Blumengärten, umflossen von dem rasch dahinschießenden, gewaltigen Strom, bietet ein landschaftliches Bild von seltener Schönheit dar. Man kann sich schwer überreden, daß all das nichts als eine Riesenherberge des Unglücks, der Armuth, Krankheit und des Verbrechens ist.

Durch Gottes besondere Güte stiegen wir an dem steilen Ufer des Flusses aus dem Cabriolet des Dr. Thompson, des Präsidenten des ärztlichen Collegiums, ohne daß Pferde, Wagen und Insassen sich die Gliedmaßen auf den Steinen und Balken gebrochen, auf denen wir die letzten fünf Minuten hinauf- und hinuntergefallen waren. Der Doctor winkte mit dem Taschentuch, und bald stieß auf dieses Signal hin ein Boot von dem Ufer der Insel ab. Die Ruderer waren zwei junge Bursche von 17 bis 19 Jahren, Sträflinge. Neben dem Steuermann lag ein kurzer, scharf geladener Karabiner. Das Boot war so klein, daß wir vorn an der Spitze desselben Platz nehmen mußten. Das Gewehr des Steuermanns wurde dadurch nutzlos, da er unmöglich davon Gebrauch machen konnte ohne uns in die größte Gefahr zu bringen; wir waren mithin so ziemlich in die Gewalt der Sträflinge gegeben; allein sie ruderten ruhig hinüber, nur von Zeit zu Zeit sich einen Augenblick umdrehend und mich mit einem Blick halb stumpfer, halb frecher Neugier musternd.

Wir landeten bei dem Haupthospital, einem ungeheueren palastartigen Gebäude, das, gleich allen übrigen, aus großen Blöcken gebaut ist, die aus dem Felsen der Insel selbst gesprengt sind. Da der „Board of Charities and Corrections“ (d. h. die vier Männer, denen die oberste

Verwaltung der zweiundzwanzig Institute obliegt) gerade dort war, so stellte mich der Doctor den Herren mit der Bemerkung vor, daß ich von Deutschland aus beauftragt wäre genau alle die amerikanischen Verhältnisse zu studiren und darüber Bericht zu erstatten. „Ich hoffe,“ erwiderte der Präsident, nachdem er mich sehr liebenswürdig willkommen geheißen, „ich hoffe, Doctor, Sie werden dem Herrn Alles zeigen, das Tadelnswerthe wie das Gute; wir wünschen daß nichts verhehlt werde; nichts ist uns lieber, als wenn die reine Wahrheit berichtet wird.“ Diese Bemerkung war sehr charakteristisch. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Volk giebt, das sich so aufrichtig selbst bewundert und das so bitter bei der geringsten Rüge aus dem Munde eines Fremden auffährt, wie die Amerikaner. Einst war in der Gesellschaft von Dickens' American Notes die Rede. Eine junge Dame, die weit mehr als die gewöhnliche amerikanische Durchschnittsbildung hat, hörte lange schweigend zu. Plötzlich fuhr sie mit geradezu anstößiger Heftigkeit auf: „Wie darf er wagen **uns** zu kritisiren? Wer ist er, daß er sich erlaubt herüberzukommen, um uns **nachher** schlecht zu machen? Niemand hat das Recht über uns Bemerkungen zu machen; und wer es thut, macht sich nur lächerlich.“ Das, wenn auch in etwas scharfer Weise ausgedrückt, ist das Gefühl, mit dem Dickens' Kritik ganz allgemein angesehen wird, obgleich sich alle Welt die Rippen einstoßen ließ um seine Vorlesungen zu hören und allen Witz aufbot um ihm die übertriebensten Apotheosen zu veranstalten. Und jeder Angriff, der eine lächerliche Seite des amerikanischen Lebens, sei es auch noch so leicht, berührt, oder irgend aus allzu großer europäischer Selbstzufriedenheit hervorzugehen scheint, theilt das Schicksal der Kritik des englischen Novellisten. — Andererseits giebt es aber auch schwerlich ein Land, in dem die Gebildeten mit solchem Freimuth dem Fremden gegenüber die schwachen Seiten des Landes aufdecken und ihm so ohne alle Empfindlichkeit gestatten die schärfste Kritik zu üben, falls sie bei dem Kritiker voraussetzen, daß er vorurtheilsfrei zu Werke gehe und ernste Motive ihn leiten.

Was das Hospital in Blackwell's Island anlangt, so war es eine bloße Redensart, daß „das Tadelnswerthe“ gleichfalls gezeigt werden sollte: die Ordnung, Reinlichkeit, die ganze Anlage, kurz Alles vom Dach bis zum Keller schien, so weit ein Laie darüber urtheilen kann, geradezu musterhältig zu sein. Nicht immer war es dort so. Solange der „Board“, gleich allen anderen städtischen Beamten, vor den Bürgern gewählt wurde,

so lange war es hiermit, wie mit allen anderen städtischen Instituten: die Wohlthätigkeits- und Correctionsanstalten waren nur dazu da den schamlosen politischen „Ringführern“ Gelegenheit zu geben sich reich zu stehlen. „Das Elend, der Schmutz und Mangel in den die Kranken, wie die Insassen aller der anderen Institute umkamen, läßt sich gar nicht beschreiben,“ versicherte der Doctor. „Und seit wann und auf welche Weise ist denn das anders geworden?“ fragte ich. „Wir haben die Aenderung der republikanischen Partei zu verdanken,“ entgegnete er. „Das Mittel, durch das sie erzielt wurde, war das gleiche, durch das wir alle günstigen Aenderungen in der städtischen Verwaltung zu Wege gebracht haben: wenn wir uns gar nicht mehr vor uns selbst zu helfen wissen, so wenden wir uns nach Albany und sehen, daß man uns wieder ein Stückchen Selbstregierung nehme.“ So traurig das für die Radicalen und die Schwärmer für das allgemeine Stimmrecht unter jeder Bedingung ist, so wahr bleibt es dennoch: was auch immer an der Stadtverwaltung lobenswerth ist, das ist, auf Bitten der Bürger, der städtischen Selbstverwaltung entzogen und der Legislatur oder dem Gouverneur übertragen worden (so die Polizei, die Feuerwehr, das Wasserdepartement u. s. w.); und was auch immer von den gewählten städtischen Beamten besorgt wird, das übersteigt an Corruption Alles, was ein Europäer, aus welchem Lande er auch immer stamme, sich irgend vorstellen kann. — Der „Board“ der betreffenden Anstalten ist allerdings noch immer eine städtische Behörde, insofern als er auch noch jetzt bis auf etuen gewissen Grad unter den Mayor competirt und alle die Institute von städtischem Gelde unterhalten werden. Allein die vier Glieder, aus denen er besteht, werden von dem Gouverneur ernannt, sind vorzüglich der Legislatur verantwortlich, und von der „Populace“ sind sie absolut unabhängig. Seither werden nun bloß Männer ernannt, die eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft einnehmen und einen durchaus fleckenlosen Ruf haben. Ihr Gehalt ist dabei sehr gut (7500 Thlr.) so daß sie es nicht nöthig haben zu stehlen.“ — Sehr bezeichnend ist, daß ausdrücklich festgesetzt ist, daß immer zwei Glieder des „Board“ Demokraten, und zwei Republikaner sein müssen. Insoweit also gelten diese wichtigen Aemter doch noch immer für Sinecuren, daß man es für durchaus nöthig hält sie zwischen den beiden Parteien zu theilen. Ich fragte den Doctor, ob seiner Ansicht nach die Corruption sich wieder einschleichen würde, wenn diese Bestimmung aufgehoben würde. Ich erhielt ein Achselzucken zur Antwort.

Es nahm mich Wunder im Hospital in den Frauensälen einen merkwürdigen Unterschied in der Ordnung und Reinlichkeit zu Gunsten der Männer zu finden. In allen den anderen Instituten war es ebenso. Da die Verwaltung durchaus die gleiche ist, so kann die Ursache hiervon nur in den Patienten, resp. den Armen und Sträflingen selbst gesucht werden. Es bestätigt sich hier eben wieder der alte Satz, daß das Weib, wenn es einmal auf Abwege geräth, in der Regel viel schlimmer ist als der Mann. Das gilt nicht nur, wie häufig angenommen wird, in Bezug auf verdammliche Leidenschaften, Laster und Verbrechen, sondern auch in den niederen Gebieten der Ordnung und Reinlichkeit. Wer sich die Mühe giebt etwas näher in das dunkle Leben hineinzuschauen, das sich in den „Squatterquartiers“*) und in und um die „Tenementhäuser“ der niedersten Klasse abspielt, der hat Gelegenheit sich auf Schritt und Tritt davon zu überzeugen, daß die weibliche „Crapule“ New-Yorks in jeder Beziehung viel schlimmer ist als die männliche; nur ist sie an Zahl sehr viel geringer.

Das Zuchthaus ist nach keinem der bekannten Systeme eingerichtet. Die Disziplin ist außerordentlich streng, aber dennoch ist den Sträflingen allerlei gestattet, was in dem pennsylvanischen System ganz unerhört wäre. So z. B. essen sie alle zusammen, und werden in Trupps von 15 bis 20 zu gemeinschaftlicher Arbeit in den Gemüsegärten und Anlagen hinausgeführt; doch ist es ihnen streng untersagt mit einander zu sprechen. Da nur die schwersten Verbrecher eine Kette mit einem Gewicht am Fuße haben, so sind Fluchtversuche ganz an der Tagesordnung. Der Doctor versicherte daß während der warmen Jahreszeit wohl wöchentlich einer sich in den Fluß werfe und schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen suche. Da der durch die große Insel stark zusammengeengte Strom hier sehr heftig ist, so büßen sie bei diesen Versuchen meist das Leben ein. Dazwischen gelingt es aber auch ihren Spießgesellen, die stets in kleinen Zellen um die Insel herumlungern, sie rechtzeitig aufzufischen um mit ihnen das Weite zu erreichen. — Die Art und Weise wie sie in diesem Falle ihre Sträflingskleidung gegen eine andere, die sie unkenntlich machen sollvertauschen, ist sehr einfach aber sehr praktisch. Ihre Gefängnißcostüme vertrauen sie den Wellen an, und treten in dem Habit, in dem sie der liebe Gott auf die Welt kommen ließ, in das Familienzimmer irgend

*) Wenn man in Bezug auf Städte von „Squatters“ spricht, so läßt sich das Wort wohl am besten durch das deutsche Siedler wiedergeben.

eines Landhauses. Um die in Ohnmacht gefallenen Frauen und Töchter wieder zu sich zu bringen, beeilt sich der Hausherr natürlich den Adamiten mit den nöthigen modernen Feigenblättern auszustatten.

Da ich gerade beim Schluß der Mittagsstunde in das Zuchthaus kam, so sah ich alle die Leute zur Arbeit geführt werden. Mir fiel das gesunde und kräftige Aussehen der Leute nicht wenig auf. Der Doctor behauptete, daß das Institut als körperliche Heilanstalt Ausgezeichnetes leiste, wenngleich die moralische Heilung nur selten gelänge. Da die Sträflinge meist dem niedersten Proletariat der Stadt angehören, so kommen sie zum großen Theil mit allen möglichen Krankheiten hin, die sie dem Elend, dem Schmutz und den Ausschweifungen zu danken haben, in denen sie dahingelebt. Die vortreffliche Luft der Insel, die gesunde und reichliche Kost, und die peinliche Keuschheit, zu der sie angehalten werden, läßt sie aber bald gesunden und macht sie physisch zu ganz anderen Menschen. Die Keuschheit übertras in der That Alles, was ich noch in ähnlichen Anstalten gesehen: der Fußboden und der Waschstand hätten jeder holländischen Hausfrau Ehre eingelegt. Am Ende des einen Ganges stand ein vortrefflich eingerichtetes Duschbad, in dem jeder Sträfling wöchentlich ein Mal ein Bad nehmen muß. Die Thüren der Zellen waren alle offen und das Bettzeug hinausgetragen, um es auszulüften: nicht ein Strohsack bleibt den Tag über in dem Gebäude. 377 Gefangene waren zur Zeit da und, obgleich die heiße Jahreszeit schon seit einigen Wochen begonnen, so fand ich doch nur 6 Kranke in dem Hospital, und diese waren Alle neue Ankömmlinge. — Den Oberaufsehern ist ziemlich viel Freiheit gelassen die Behandlung der Sträflinge je nach der Natur ihres Verbrechens und nach der Disposition, die sie zeigen, einzurichten. Ich bat den Doctor mir die Listen und sonstigen Bücher des Gefängnisses bringen zu lassen. Ein junger Mann von etwa 25 Jahren brachte das Gewünschte. Sein Wesen war bescheiden und einnehmend, und alle meine Fragen beantwortete er kurz, bestimmt und genau der Sache gemäß. Als wir weiter gingen, fragte ich den, Doctor warum der Mann die sonderbare Phantastie habe sich genau ebenso wie die Sträflinge zu kleiden. „Er ist ein Sträfling,“ hörte ich zu meinem großen Erstaunen. Er war Schreiber in einem großen Handelshause gewesen und hatte sich in einer momentanen Verlegenheit verführen lassen heimlich der Kasse eine unbedeutende Summe bis zum folgenden Morgen zu entlehnen. Ein anderer Commis, der darum wußte, hatte ihn aus persönlichem Haß angezeigt und der Unglückliche

war zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Da er von Hause aus einen sehr günstigen Eindruck auf den Aufseher machte, so hatte dieser ihn so viel als möglich von dem übrigen rohen Gesindel separirt und ihm die ganze Buchführung übertragen, die er ganz tadellos besorgte. „Es mag gerecht sein“, sagte mir der Aufseher, „auch solche Leute für solche kleine Vergehen hierher zu schicken; aber menschlich und gut ist es nicht: man thut dadurch mehr Schaden als Gutes. Der liebe Gott hätte den Mann nicht hierher geschickt, das weiß ich. Das ist Menschen-gerechtigkeit.“

Wie in dem Zuchthause, so waren auch in den beiden Corrections-häusern sowohl Schwarze als Weiße. In den beiden letztgenannten Anstalten waren nahezu um ein Drittel mehr farbige Frauen als farbige Männer. Das ist, wie mir versichert wurde, das ziemlich stehende Ver-hältniß, und zwar nicht nur in New-York, sondern allerwärts. Es scheint, als wenn unter den Schwarzen die Leidenschaften viel heftiger bei den Frauen als bei den Männern glühten, und namentlich als wenn der diebische Hang, der den Schwarzen ja überhaupt so vielfach nachgesagt wird, bei jenen viel ausgebildeter sei. Während die weißen Frauen ruhig und meist etwas verlegene Rede und Antwort standen, eine mir sogar mit großem Stolz alle die Schönheiten des Nipptisches zeigte, den sie in dem Hospital hergerichtet hatte, so waren die schwarzen Schönen äußerst zimperlich und albern; wie eine Heerde Schafe stürzten sie in die Zellen hinein — vier Betten sind in jeder Zelle — zogen die Thür hinter sich zu, und lachten und sicherten höchst affectirt, während sie durch die Spalte dem Fremden nachsahen. In dem großen Hospital und dem Arbeitshause hingegen hatten sich die Farbigen ganz mit demselben Anstande benommen, wie die Weißen.

Ungemein wohlthwend war die ruhige Freundlichkeit mit der die Beamten in allen den Justituten die Leute behandelten. Die Autorität ist im höchsten Grade gewahrt, aber sie wird in einer Weise geübt, wie es, glaube ich, nur in einem freien Bürgerstaate möglich ist, wo es weder Herren noch Knechte giebt, und Alle vollkommen gleich vor dem Gesetze sind. Ich hörte manche Rüge aber kein raues oder gar grobes Wort, und das gespendete Lob wurde mit großem Vergnügen, aber auch mit sehr ruhigem Selbstbewußtsein entgegengenommen.

Alle die Leute, die ich fragte, sprachen die größte Zufriedenheit über die Behandlung aus. Nur eine Frau fand ich, die bitterlich klagte. In

dem Frauenhospital für Incurable saß ein altes Mütterchen auf einem Schaukelstuhl. Als wir vorübergingen, faßte sie meinen Rock mit ihrer knöchernen Hand und flehte in geradezu verzweifeltm Tone: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort!“ Ich blieb erstaunt stehen und fragte sie, warum sie denn fort wolle. Aber wie oft ich auch fragte, ich erhielt keine Antwort; unaufhörlich wiederholte sie nur: „Nehmt mich fort, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich fort.“

„All the world is a stage,

And all the men merely players“

flüsterte mir der Doctor zu. „Die hat die Stufe erreicht, die Shakespeare die siebente nennt: sie steht im Alter der zweiten Kindheit.“ Die Alte war schon im siebenten Jahr im Hospital. Ihre linke Seite war gelähmt. „Ihr Biß aber ist lahmer als ihr Körper“, sagte der Doctor; seitdem sie hier ist, hat sie nie ein anderes Wort gesprochen, als was Sie in diesen zwei Minuten zehn Mal gehört. Und willfahrte man ihr, was würde aus ihr werden? In zwei Tagen würde sie, gleich einem ausgestoßenen Hund, hinter irgend einer Hecke den Geist aufgeben. Ja wohl, und so würde es den dreißig Frauen, die dort mit ihr lagen, und den achtundzwanzig Männern, die im Hause nebenbei lagen, gleichfalls ergehen; und die Tausende, die Jahr aus Jahr ein zu der Insel kommen, und wieder von ihr gehen, sie würden alle entweder dieses Schicksal erleiden, oder, was noch schlimmer ist, unwiederbringlich dem moralischen Tode anheimfallen, wenn die Stadt der „Dollarseelen“ nicht alljährlich die ungeheueren Summen hergäbe, die die Unterhaltung und stete Erweiterung und Verbesserung der Wohlthätigkeits- und Correctionsanstalten auf Blackwell's Island verschlingen.

Es war später Nachmittag geworden und wir mußten fort. Nur neun von den zweiundzwanzig Instituten hatten wir an einem Tage in Augenschein nehmen können.

Metrose, den 8. August (20. Juli) 1868.

Ich habe Ihre Leser so lange in dem wüsten Gewühl und Getreibe von New-York herumgeführt, daß sie sich wahrscheinlich ebenso sehr nach einer Abwechslung sehnen, wie ich selbst. Ich lade Sie daher für einige Wochen zu einem Ausflug nach Massachusetts ein, wo wir unser Hauptquartier natürlich in Boston nehmen. Da es sehr viel billiger ist, so

fahren wir nicht mit der Eisenbahn, sondern mit dem Dampfboot, und zwar nehmen wir die Bristol-Linie, da deren Schiffe eine Stunde später abgehen und eine Stunde früher ankommen als alle ihre Concurrenten. Vor der Seekrankheit brauchen sich die Damen nicht zu fürchten, da wir ja stets im Sunde bleiben und das Boot so groß ist, daß auch der stärkste Sturm es in diesem engen Fahrwasser nicht gar arg hin und her werfen kann. Um jede Furcht in dieser Beziehung zu benehmen, so will ich noch erwähnen, daß dieses Boot nur insofern ein Boot ist, als es auf dem Wasser schwimmt, sonst aber dem was man gewöhnlich Boot nennt gerade ebenso viel gleicht, als eine Melone einer Peterfilie. Es ist ein ovalgebauter dreistöckiger Palast, mit einem Wassergeschoß statt des Erdgeschosses. Allein dieses Wassergeschoß ist weniger feucht als das Erdgeschoss irgend eines Hauses, das ich in New-York kennen gelernt habe, es sei denn man rechne den Claret und Champagner, die dort mitunter in etwas beängstigenden Quantitäten in die Gurgeln der Fahrgäste fließen, auch in das Gebiet der Feuchtigkeiten, statt in das der „Naß“. Das Wassergeschoß nämlich ist der Speisesaal — und ich wollte mein künftiges Wohnhaus hätte einen solchen Speisesaal, so groß, so elegant eingerichtet, so wohl mit Speise und Trank versehen und mit zehn solchen kohlschwarzen Gefellen in schneeweißen Anzügen darin, die ebenso aufmerksam und rasch bedienen wie irgend ein Pariser Kellner, aber viel leiser und bescheidener sind. Ihrem Gaumen und Magen kann ich die Küche empfehlen, Ihrem Geldbeutel aber nicht: für ein Abendbrod ohne Wein bezahlte ich ebenso viel als in einem guten Restaurant des Palais Royal für drei Dinners mit Wein.

Die übrigen drei Stock bestehen jeder aus zwei großen Salons, die von einer Reihe Schlafzimmerchen umgürtet sind, die hier „Staterooms“ genannt werden. Um die Staterooms läuft eine überdachte Gallerie, auf der man sich bei schönem Wetter aufhalten kann. Die Salons sind mit großen goldgerahmten Wandspiegeln, Marmortischen, bequemen Lehnstühlen und Divans aller Arten und Gestalten geradezu übersüßt. Der Fußboden ist überall mit schöngezeichneten, kostbaren Teppichen belegt. Nur in der offenen, säulengetragenen Halle des untersten Stockes, in der sich die Raucher aufhalten, ist statt dessen braunpolirtes Parquet, das mit etwa einem Duzend gleichfarbiger glastirter Spucknapfe decorirt ist. Einem Europäer liegt die Frage nah, wozu die Ueberfülle dieses nützlichen Hansraths dienen soll. Ich vermag keine Antwort darauf zu geben, da der

Fußboden stets — mindestens in der unmittelbaren Nachbarschaft der Rapse — so ausbleht, als hätte es braunen Tabaksjaft vom Himmel herabgeregnet. An einer der Säulen hängt eine große Platte, die die Tabaklauer höflichst ersucht „aus Respect für die Damen“ in diesem Raume Gebrauch von den Speibecken zu machen. Da nun in Amerika eine Apellation an den „Respect gegen Damen“ nie vergeblich ist, so begeben sich denn auch die meisten Herren zu einem Spucknapf, um die ekelerregende Sauce neben denselben zu speien, und die, welche dazu zu träge sind lanciren die feuchten Geschosse mindestens möglichst in der Nähe eines solchen, ohne dabei denjenigen fremden Kleidungsstücken irgend einen Dank zu sagen, die sich die Mühe geben — ich weiß nicht ob auch aus Respect für die Damen — die Streuschüsse aufzufangen.

Da das Schiff um 6 Uhr Abends abgeht, so geht der vernünftige Theil der Passagiere bald nach dem Souper zur Ruhe. Wer sich die Ausgabe hat erlauben können, zieht sich in sein Stateroom zurück und darf es gewiß nicht der Ausstattung desselben zuschreiben, wenn er nicht wie ein Prinz schläft. Wer nicht so glücklich ist ein Stateroom zu haben, aber einen halben Thaler zu ersparen hat und rechtzeitig kommt, der läßt sich eine Matrage und ein Betttuch geben und macht sich's darauf irgendwo in einem der Salons bequem. Da Kopfkissen nicht sehr reichlich vorhanden zu sein scheinen, so thut man gut mit seiner Frau zu reisen und es dann gleich jenem sechsfüßigen breitschultrigen Gesellen zu machen, der lang ausgestreckt da liegt und seine Frau auf dem Boden sitzen läßt, um ihren Schooß als Kopfkissen zu benutzen.

Die Anzeigen der Compagnie versichern allerdings, daß 2000 Passagiere „accomodirt“ werden könnten; für etwa 500 davon aber sind die Accommodationen jedenfalls ziemlich incommode, d. h. sie müssen „stuhlschlafen“, wenn sie es nicht etwa mit meinem Reisegefährten, einem ehrlichen Tischler aus Langensalza, vorziehen sich auf den nackten Boden zu legen, das Taschentuch als Ohrkissen zu gebrauchen und den Reisefack auf den Bauch zu legen „weil man der Cholera nie trauen kann“.

Fühlt man sich in keiner dieser Positionen behaglich und ist es müde geworden endlose Schlangelinien zwischen den Köpfen und Füßen der Schläfer und Schläferinnen abzustolpern, so bleibt einem nichts übrig als ein Auge zuzudrücken, wenn man an der Tafel vorübergeht, auf der mit großen messingnen Buchstaben geschrieben steht „Vor Spielern wird gewarnt!“ und sich von einem dieser Spigbuben in's Schlepptau nehmen zu lassen.

Da ich keinen Schlaf finden konnte, so beschloß ich mir den Spaß zu machen, einen derselben einmal „anlaufen“ zu lassen, und begann zu dem Zweck mit sehr gelangweiltem Gesicht in der Halle herumzuschlendern. Noch war ich kaum fünf Minuten da, so gefellte sich ein feingekleideter, aber nichts weniger als feiner Mann zu mir und lud mich verbindlichst ein in seinem Stateroom „einen Trunk“*) mit ihm zu nehmen, um uns gemeinschaftlich die lange Nacht ein wenig zu verkürzen. Ich nahm die Aufforderung dankend an. Unterwegs erzählte er mir, daß er ein geborener Engländer und erst vor zwei Tagen mit dem Schiff aus Liverpool angekommen sei. Hätte er es mir nicht selbst gesagt, so hätte ich es sicher nicht geglaubt, mit so starkem irländisch-amerikanischem Accent sprach er das Englische. Daß wir in seinem Stateroom bereits zwei Herren vorfanden, erstaunte ihn natürlich ganz ebenso sehr wie mich; da er aber bald in dem einen seinen Freund John Smith erkannte und dieser wiederum seinen Freund Edward Barris introd. cirte, so war alles in Ordnung und wir nahmen Platz. Um ihnen das Geschäft nicht allzu leicht zu machen, wollte ich die Einfädelung desselben ihnen überlassen und verharrete daher nach dem üblichen „How do you do?“ im tiefsten Schweigen. Da schwerlich irgend einer der Herren Gelegenheit gehabt hatte einen Coursus Conversationsstunden bei Monsieur Varin, rue Richelieu durchzumachen, so war es ihnen wohl nicht sehr zu verübeln, daß ihre Unterhaltung genau nach der Melodie von Tom Dick's Drehorgel ging, die noch ungefähr fünf oder sechs Pfeifen haben mag und darum stets in der unangenehmen Lage ist erst sehr viel eitel Wind auszuschnaufen zu müssen, ehe sie einen verstimmtten Ton herausquetschen kann. Bald herrschte eine beängstigende Stille, während der es sich immer deutlicher auf den Gesichtern der Spießgesellen ausprägte, daß sie noch Novizen in ihrem Geschäfte seien, wenigstens insofern es galt einen „Gentleman“ auszuziehen. „Yes, Sir!“ pläzte endlich mein ältester Freund heraus. Seine beiden Genossen zogen ein bedeutsames Gesicht, spieen mit vielem Bedacht ihren Tabaksstaub auf den rosageblühten Teppich und sagten im Chorus „Yes, Sir!“ worauf mir die Sippe fragend in's Gesicht stierte. Da ich schon ungemein viele derartige interessante Unterhaltungen in Amerika angehört, so war ich keinen Augenblick um die passende Antwort in Verlegenheit. Ich drehte mir so langsam

*) Won't you take a drink? In den amerikanischen Städten hört man kein Wort häufiger als dieses.

als möglich eine Cigarette, zündete sie an, that einige Züge und erwiderte dann: „Yes, Sir!“ Da diese wichtige Frage somit zu allseitiger Zufriedenheit erledigt war, so ruhten wir wieder von der gehaltenen Anstrengung aus. Die Sache begann langweilig zu werden und ich rückte mit meinem Stuhl, als wenn ich aufstehen wolle. Die kleine Bewegung brach sofort den Zauber, den meine Schweigsamkeit und Kaltblütigkeit auf die Gesellen ausgeübt. „Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen nur was zeigen“, rief Mr. Barris (unstreitig der Robeste und Ungewandteste des Kleeblattes) indem er ein Kissen ergriff und sich auf den Schooß legte und ein Spiel Karten aus der Tasche zog. Jetzt gieng denn das bekannte Spiel mit den drei Karten an, die durcheinander geworfen werden und unter denen dann eine vorher gewählte bezeichnet werden muß. Die beiden anderen Herren hatten selbstverständlich das Spiel nie vorher gesehen. Sie gingen mit vielem Geschick durch die ganze Farce eines hitzigen Spiels unter einander, und zwangen mich sogar das verwettete Geld zu halten, um meine Lust mehr zu reizen. Als aber weder das noch die dringendsten Aufforderungen mich bewogen einen Satz zu wagen, fragte Mr. Smith endlich mit ungeheurem Erstaunen, ob ich mit dem Spiele bekannt wäre.

„Es wird in Deutschland viel gespielt,“ erwiderte ich.

„„Und wie wird es dort genannt?““

„Das kann ich Ihnen nicht sagen; wohl aber wie die Leute genannt werden, die es zu spielen pflegen; die heißt man Bauernsänger.“

Der Effect dieses unschuldigen Wortes war äußerst sonderbar. Die Herren würgten offenbar sehr hart daran und konnten lange nicht mit sich darüber in's Reine kommen, was damit anzufangen. Mr. Barris schien nicht übele Lust zu haben den „Bauernsänger“ mit seinen bäurischen Tönen zu beantworten. Zu meinem Glück war mein erster Freund aber von milderer Disposition; mit halb verlegenem und halb gezwungenem Lachen fragte er: „Sie sind wohl viel gereift?“

„Seit fünf Jahren bin ich ziemlich constant auf Reisen,“ antwortete ich.

„„Dann werden Sie wohl schwerlich spielen?““

„Schwerlich.“

„„Das ist recht, alter Bursche!““ *) rief er entzückt, indem er mir frächtig auf die Schulter schlug, als wenn ich eine ungeheurere Last von

*) „That's right, old fellow!“

seinem Busen gewälzt, da ich ihn der unangenehmen Nothwendigkeit ent-
hoben mich zu betrügen. „„Jetzt laßt uns einen Trunk nehmen.““

Die Nacht war frisch, so daß ein tüchtiger Schluck Whisky recht wohl-
gethan hätte. Ich bedauerte es daher aufrichtig, daß er seine Einladung
wiederum ebenso rasch vergaß, wie das erste Mal. Wir trennten uns ohne
unseren Freundschaftsbund durch einen Trunk befestigt zu haben.

Warum man diesem Gesindel noch immer gestattet auf allen
Dampfböten und Eisenbahnen ihr Wesen zu treiben, ist nicht recht
einzusehen. In den Städten macht man doch wenigstens so, als wenn
man sehr eifrig hinter den Spielhöllen her wäre, und arretirt von Zeit zu
Zeit wirklich einige Leute. Auf den Dampfböten aber begnügt man sich
ein Warnungstafelchen anzuschlagen und auf den Eisenbahnen läßt man
sie ganz ungeschoren, während jedes Kind weiß, daß so und so viel Spiß-
buben von dieser Industrie ganz auf denselben leben, heute auf dieser,
morgen auf jener Linie ihr Glück versuchend. Aber das würde der Freiheit
der Individuen Eintrag thun, alles Kartenspielen oder doch gewisse hasard-
artige Spiele auf Böten und Eisenbahnen zu verbieten. Dabei ist es
aber keine Veründigung gegen die Freiheit auf dem festen Lande Kegel-
und Billardspiel zu untersagen. Freilich ist es damit auch nicht so schlimm,
wie es aussieht; nur kommt da der alte englische Pops deutlich zum Vor-
schein, in den die Amerikaner in gar manchen Stücken noch immer arg
verliebt sind. In der alten, noch mehr puritanisch gefärbten Zeit wurden
die beiden Spiele verboten. Seither hat man sich zu helfen gewußt:
Kegel wird mit zehn Kegeln*) und Billard mit vier Kugeln gespielt,
und so dem Gesetze Rechnung getragen, das ja diese Spiele nicht ver-
bietet, da die zur Zeit, da das Gesetz gegeben wurde, noch gar nicht
existirten. Die aberwitzigen Gesetze aufzuheben, dazu kann man sich aber
nicht entschließen.

Und so ist es auch in anderen und wichtigeren Fragen. Nach der
Constitution von Massachusetts kann man noch immer für jeden Fluch ein-
gesteckt werden, und die Obrigkeit kann einen zwingen in die Kirche zu
gehen. Dabei aber edirt Carl Heingen, einer der wüthendsten Atheisten,
seit einer langen Reihe von Jahren seinen „Pionier“ in Boston und macht
fast in jeder Nummer einen erbitterten Angriff auf die geoffenbarte Religion.

*) Kegel heißen daher auch in Amerika ten pins, während sie in England nine
pins genannt werden.

Hätte die amerikanische Geschichte einen Guy Fawkes aufzuweisen, ich glaube stark, der Congreß ginge auch noch heute, gleich dem englischen Parlament, am Jahrestag in feierlicher Procession in die Keller des Capitols, um sich zu überzeugen, daß sie nicht über Nacht mit Pulverfässern angefüllt worden.

Gegen fünf Uhr Morgens langten wir in Bristol an, wo wir aus-
geschifft werden und in dem angenehmen Bewußtsein, nach ungefähr zwei-
stündiger Eisenbahnfahrt in Boston anzukommen, muthig den kalten Morgen-
nebeln Trotz bieten. Haben sich meine Leser auf der Fahrt gelangweilt,
so werden sie sich hoffentlich damit trösten, daß sie es so billig gehabt
haben: es hat nur einen Dollar gekostet. Der Tischler aus Langensalza
meinte einen „reinen Profit“ dabei gemacht zu haben, da man 1 Dollar
75 Cent. zu zahlen hat, wenn man nur mit der Eisenbahn von Bristol
bis Boston fährt. Dafür, daß man so gut gewesen neun Stunden auf
dem Dampfschiff zu fahren, erläßt eine also die Eisenbahn-Compagnie
75 Cent. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß sowohl Eisenbahn- wie
Dampfschiffahrts-Compagnie sehr bedeutend ihr Schäfschen scheren. Was
die Concurrenz nicht für Wunder wirkt!

Melrose, den 1. September (13. August) 1868.

Boston kann weder an Großartigkeit der Anlage noch an Pracht der
Bauten entfernt mit New-York wetteifern. In Washington Street, der
hauptsächlichen Verkehrsader, giebt es noch sehr viele kleine zweistöckige
Holzhäuser, so daß man oft fast an unsere ostseeprovinzialen Landstädtchen
erinnert werden könnte, wenn nicht der große Verkehr in der Straße wäre.
Die Zeit ist lange hin, da Boston die erste oder auch nur die zweite Stadt
der Union war. Seine Bürger sind noch immer reich, aber ein sehr be-
deutender Theil ihres Capitals findet, zum großen Kummer der Stadt-
und Staatspatrioten, seine Verwendung in New-York. Sie reden und
schreiben viel darüber, und machen von Zeit zu Zeit auch energische aber
meist ziemlich frampshafte Anstrengungen ihren alten Platz wieder zu
erringen. Allein es ist vergeblich; die Günst der natürlichen Verhältnisse
fällt mit einem zu entscheidenden Gewicht für Philadelphia, Chicago,
St. Louis, und besonders für New-York in die Waagschale. Will aber
Boston nicht auf das aut Caesar, aut nihil schwören, so hat es trotzdem
nicht den geringsten Grund sich über Lücke des Schicksals zu beklagen,
denn noch immer wächst es an Ausdehnung wie an Reichthum in einem

Grade, der bei einer europäischen Stadt kaum denkbar wäre. Und außerdem hat es vor New-York — gegen das es die größte Eifersucht hegt — viele andere sehr wesentliche Vorzüge, die es sich wahrscheinlich wohl immer, aber jedenfalls noch sehr geraume Zeit wahren wird. In Boston ist Alles, wie der Amerikaner sagt, sehr viel mehr „settled“, d. h. in allen Verhältnissen sind die Elemente nicht mehr in so stürmisch-kräftigem, zum Theil chaotischen Proceß des Werdens begriffen, es hat sich Alles schon mehr „gesezt“. In New-York kann man an unzählig vielen Stellen vor einer langen Reihe der prächtigsten Häuser stehen, und hinter sich oder an einer der Seiten hat man zwei, drei „Blocks“*) der elendesten Siedlerhütten liegen. In Boston ist das nirgendwo der Fall, wenn man gleich noch oft genug ein großartiges Kaufhaus von sehr bescheidenen Holzgebäuden umgeben findet. Dieses, mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden, giebt der Stadt aber sehr viel mehr den Charakter der Alterthümlichkeit als den des Entstehens. In keinem Lande sah ich noch einen Ort, der so reich an engen Sackgassen gewesen wäre; manche sind so eng, daß man mit großer Bequemlichkeit zu beiden Seiten die Häuser erfassen kann. Mir war es fast, als ginge ich wieder in den sonnenlosen Straßen der oberen oder sogenannten Mauriskostadt von Algier. Und wenn ich dann in eine der breiteren Straßen — des älteren Stadttheiles — eintrat, die sich in unentwirrbaren Krümmungen durcheinanderschlingen, und die eigenthümlich ausgebauchten Erker so feierlich ernst auf mich herabsahen, da schien es mir, als wenn ich durch eine der alten deutschen Reichsstädte striche. In den Seitenstraßen, wo alles Geschäft schweigt und nur Wohnhäuser liegen, da ist es so still, so still, daß einem gar Märchenträume durch den Kopf zu ziehen beginnen. An dem entfernteren Ende der Essex Street, da stehen zwei Lindenbäume, die gute drei Fuß im Durchmesser haben mögen und deren schlanke Zweige selbst noch die gegenüberliegenden Dächer beschatten. An dem Backsteinhause, das zwischen den beiden grünen Niesen liegt, klettert ein dichter Epheu bis zum vierten Stock hinauf. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. Aus einem der Fenster sah ein lieblicher Mädchenkopf hinter dem Schleier der frischen Ranken hervor. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich fing an ein altes, halb vergessenes Volkslied vor mich hin zu singen. Der Mistou der eigenen Stimme weckte mich, und das war gut, denn

*) Block = Straßenquadrat.

— after all — das Träumen und Amerika paßt doch nicht besser zusammen, als das Auge und die Faust. Als angehender Halb-Amerikaner schämte ich mich meiner Thorheit recht herzlich und bog rasch in eine Nebengasse ein. Aber „Puck“ hatte es den Tag darauf abgesehen mich zu narren. In der Thüre eines halbunterirdischen Kumpelladens — deren es auch in Boston doppelt soviel giebt als irgendwo und deren jeder es werth wäre von der Feder eines Dickens beschrieben zu werden — saß ein Haufe irländischer Kinder. Der Mittelpunkt der Gruppe war ein Mädchen von etwa acht Jahren, das den übrigen Dirnen die Aufgabe gestellt hatte ihren Schuh anzuziehen. Das Kind war sehr ärmlich und leider auch sehr schmutzig gekleidet aber von wirklich außergewöhnlicher Schönheit. Vor ihm stand ein Bube mit einer Papiermütze auf dem Kopf, die vorzüglich die Stelle einer Krone vertrat, und schaute mit ernstem Gesicht den vergeblichen Anstrengungen der Mädchen zu. „Platz da, ihr Rangen — was kaufen Sie Herr?“ Es war der Ladenbesitzer, der auf diese Weise das Spiel unterbrach. Ich war ihm dankbar, denn seine kräftige Stimme bannte Aschenbrödel in Grimm's Märchenbuch zurück und curirte mich wieder für längere Zeit von allen poetischen Anfällen.

Zwischen fünf und sechs Uhr Abends beginnt das Leben in den Straßen Bostons zu ersticken. Es werden dann nicht nur, wie in New-York, die Engros- sondern auch die meisten Detailgeschäfte geschlossen. Tabaksläden, Apotheken, Conditoreien und hier und da ein Puzladen bleiben allein länger geöffnet. Selbst aus vielen Restaurants werden die Besucher schon um diese Zeit unbarmherzig ausgewiesen. Einige der schönsten Straßen, in denen sich aber nur Geschäftslocale befinden, liegen vollkommen todt da. Wirklich reges Leben findet nur noch in der sogenannten Black Sea, dem einstigen Verbrecherviertel Bostons, statt; ein Verbrechen wird aber nur noch selten dort begangen, obgleich es sonst in jeder Beziehung den gerechtesten Anspruch auf den Titel eines Argiasalles erheben kann. Das kleine Blidáh, in Algier, ist die einzige Stadt, in der ich widrige Schenken, öffentliche Tanzlocale der niedrigsten Klasse, und liederliche Häuser in so abstoßender Gestalt und ebenso dicht zusammengedrängt gefunden habe. An beiden Orten beschränkt sich das wüste Getreibe wesentlich auf eine Straße, nur ist dieselbe in Boston wohl etwa zwanzigmal länger als in Blidáh; und während sich in diesem Weiße und Neger streng von einander absondern, frappirt es einen hier, sie trotz aller eingewurzelten Vorurtheile im buntesten Gemisch zu finden.

In der North Street zecht und tanzt, zankt und raucht das rohe irländische Element, die Schwarzen und die wenigen ganz verkommenen Deutschen und Amerikaner bis in die späte Nacht.

Die Eigenthümlichkeit, daß das Geschäftsleben zu so früher Stunde aufhört, trägt nicht wenig dazu bei daß ein erfrischendes Gefühl der Ruhe in Boston über einen kommt, wenn man vorher eine Weile in der nervösen Hast und ewigen Heze New-Yorks gelebt. Auch während der heißesten Geschäftsstunden des Tages bleibt einem in Boston stets das Bewußtsein, daß man bald wieder sich gleichsam auf sich selbst wird zurückziehen und die höheren geistigen und gemüthlichen Interessen des Lebens pflegen können, während man in New-York, selbst wenn man einmal ganz sich selbst überlassen ist, stets das Gefühl hat, als wenn eine Ruthe über einem schwebte, die einen in das ewig gleiche und doch ewig wechselnde Wirrsal zurückzutreiben droht, das einem Riesenkalendoskop voll Zahlen und immer wieder Zahlen gleicht. Und steht man von diesen ganz äußerlichen Eindrücken ab und beginnt wirklich mit den Leuten zu verkehren, so empfindet man den Unterschied zwischen den beiden Städten nicht minder angenehm. Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn leugnen zu wollen, daß es auch in New-York viele Menschen gebe, die das größte Interesse an allem geistigen Leben nehmen und es nach Kräften pflegen; allein es wollte mir nie recht gelingen das Gefühl loszuwerden, als könnten sie jeden Augenblick mitten aus dem interessantesten Gespräch herausgerissen und in das mit schwindelnder Hast umtreibende Geschäftsleben zurückgeschleudert werden. In Boston dagegen kam jeden Abend das Gefühl vollkommener Sicherheit über mich, daß man sich nun ganz ungestört einem Ideenaustausch hingeben dürfe, dessen Facit sich nicht in Dollars ausdrücken ließe. Und dabei scheinen sich doch viele Bostoniaten alle erdenkliche Mühe zu geben einen glauben zu machen, daß sie wahre Musterbilder verküßener Eigensucht und monströser Interesselosigkeit seien, soweit nicht Bankzettel und Stocks in Frage kommen. Da ist z. B. Mr. S., der wohlbekannte Advokat, der in einem ewigen Dusek zu sein scheint, während ich zu ihm rede, und nur in sehr langen Zwischenräumen ein sehr leises und sehr unverständliches Grunzen von sich giebt. Dabei aber läuft der Mann mit den schneeweißen Haaren bei der glühenden Sonnenhitze mit mir von Pontius zu Pilatus und verschreibt jeden Morgen eine ganze Lage Postpapier an Introductionsbriefen für mich. Jetzt sagt er mir, daß er um eine halbe Stunde sehr wichtige Geschäfte

vorhabe; dabei aber läuft er zwei Stunden mit mir im „Statehouse“ herum, und als wir endlich auf der Treppe desselben Abschied von einander nehmen, beginnt seine Zunge so zu stolpern, und in seiner Kehle gluckst und schnarrt und schluckt es so leise und schwer, daß ich nicht anders denken kann, als der arme Mann sei in höchster Verlegenheit, wie er mir in nicht allzu unhöflicher und doch bestimmtester Weise sagen solle, daß ich ihm nun aber auch nie wieder in den Weg kommen solle. Statt dessen haspelt sich endlich eine Einladung, ihn auf seinem Landstige zu besuchen, heraus; und ich habe wenige Abende in meinem Leben verbracht, die so gemüthlich und so reich an geistiger Anregung gewesen wären, obgleich die Art des alten Herrn durchaus dieselbe blieb. Und so kalt und gleichgültig gegen das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen und gegen alle höheren Interessen ist er sein ganzes Leben lang erschienen, und doch ist er ein sehr hochgebildeter Mann und selbst Leute, die ihn nie von Angesicht gesehen, sagen ihm nach, daß noch nie ein Bittender zu ihm kam, für den er nicht mehr that, als er zu thun gebeten ward. Sieht man sich den Mann nur oberflächlich an, so möchte man vor Vergnügen in die Hände klatschen ein solches Ideal des steingewordenen „Dollarmenschen“ gefunden zu haben. Ich wollte ich könnte Ihnen hundert solcher Dollarmenschen hinüberschicken.

Dann ist da ein anderer Mr. S., der Polizeichef. Das pocken-narbige Gesicht mit dem schwarzen Haar und schwarzen Bart steht so aus, als wenn der Mann nur ein Wort kenne: „Fort mit dem Schust, in die Trombs.“ Sein Name heißt in's Deutsche übertragen der „Wilde“, und nie, sollte man meinen, hätte jemand einen bezeichnenderen Namen geführt. Während ich mit ihm sprach, kam ein zerlumpter Junge von zwölf oder dreizehn Jahren hinein und bat um Zuweisung von Arbeit. Der Polizeichef unterwarf ihn einem strengen Examen, und jede Frage klang als enthielte sie den angenehmen Trost: „Bursche, ich lasse dich an den Weinen aufhängen“. Als er alle Auskunft erhalten, gab er ihm einen Brief an einen Schuhmacher, mit dem Versprechen, daß derselbe ihm Arbeit verschaffen werde, und zum Ueberfluß schenkte er ihm noch ein Fahrbillet, damit er den weiten Weg nicht zu gehen brauche. — Es hat mir erscheinen wollen, als könne man sich in Amerika leichter als irgendwo anders von dem Aeußeren der Leute über ihr Inneres täuschen lassen, und — vielleicht durch Zufall — erschien es mir ganz besonders so in Boston.

So sehr viel liebenswürdiger, feiner und interessanter die Bostoniaten im Umgang erscheinen als die New-Yorker, so fühlt man sich doch dazwischen zu einem leisen Lächeln über die Naivetät versucht, mit der sie sich für den alleinigen reinen Weizen unter der Spreu der übrigen Amerikaner erklären. Freilich scheint darüber kein Zweifel obzuwalten, daß wirklich bei ihnen die Bildung am weitesten verbreitet ist und am tiefsten geht; ob aber nicht trotzdem auch noch bei ihnen viel in dieser Beziehung zu wünschen übrig bleibt, ist doch eine sehr andere Frage. Ich hoffe diesen interessanten und sehr bedeutsamen Punkt in Zukunft einmal eingehender besprechen zu können.

N o t i z e n.

Gardt's baltische Provinzen Russlands (Leipzig, Duncker und Humblot, 1868) brauchen dem baltischen Publicum nicht erst empfohlen zu werden. Obgleich alle diese gesammelten Aufsätze, bis auf zwei, ursprünglich für verschiedene inländische Zeitschriften — nicht zum geringsten Theil für unsere Baltische Monatschrift — geschrieben und schon bei ihrem ersten Erscheinen viel gelesen wurden, so hat doch auch das aus ihnen gebildete Buch einen nur um so lebhafteren Anklang und eine um so größere Verbreitung unter uns gefunden. Alles, was es enthält, war immerhin nicht Jedem bekannt, und auch das schon früher Gelesene jezt wieder zu lesen fühlte man sich fortgezogen, sobald als man das Buch nur aufgeschlagen hatte. Es war wie das Wiedersehen eines alten Freundes in neuer Umgebung, nach manchem beiderseitigem Erlebniß. Wir sehen vor uns die alten Züge und Geberden, und doch überrascht uns Manches daran wie erst jezt bemerkt oder verstanden.

Laut Vorrede hat der Verfasser vorzugsweise ein ausländisches Lesepublicum im Auge gehabt. Auch in Deutschland eine bessere Kenntniß und gerechtere Würdigung der hiesigen Zustände zu vermitteln, als dort durchschnittlich angetroffen wird, — das ist es, was er als seine eigentliche Absicht bei der Herausgabe dieser Sammlung bezeichnet. Und in der That scheint es ihm mit der Erreichung dieser Absicht wohl gelingen zu müssen. Sind doch sowohl die Anmuth seines Redeflusses und die Lebendigkeit seiner Schilderungen als auch der wahrhaft humane Gehalt seiner leitenden Gedanken ganz dazu angethan, seinem Buche eine freundliche Aufnahme und eine gute Wirkung zu sichern, überall wo es hinkommt.

Mindestens ebenso hoch aber schlagen wir diejenige Wirkung an, die dasselbe auch auf die heimatische Leserschaft auszuüben nicht ermangeln kann,

denn kaum wüßten wir ein anderes Product unserer Provinzialliteratur, das in gleichem Maße nützlich zur Förderung baltischer Selbsterkenntniß wäre. Alle hier gesammelten Aufsätze Eckardt's sind eben nichts Anderes als wiederholte Versuche, sich über das Wesen und den Werth dieser wunderbar complicirten Erscheinung unserer Provinzialexistenz in's Klare zu setzen. Es ist gleichsam ein Räthsel, das ihm keine Ruhe ließ und zu dessen Lösung er von immer neuen Seiten Anläufe machte, bald die gegenwärtigen Zustände des Landes schildernd und deutend, bald Bilder aus der Vergangenheit desselben sich zur Anschauung bringend.

Zwar — was die historische Seite dieser Bemühungen betrifft — so besteht Eckardt's Leistung meist nur in biographischer oder culturhistorischer Genremalerei. Geschichte im Großen hat er nicht geschrieben. Aber wenigstens fehlt es seinen Gemälden nicht an einem bedeutenden Hintergrunde. Man kann nicht sagen, daß er sich irgendwo in das rein Anekdotenhafte verliere. Gewisse mehr culturhistorische als eigentlich politische Grundanschauungen sind es, die aus allen noch so sehr in das Einzelne eingehenden Darstellungen immer wieder hervorbrechen. Und nicht zu übersehen ist dabei auch der Umstand, daß alle diese Schilderungen eine Zeit betreffen, an der die Farben noch nicht so verblichen sind wie an den Figuren des 13. oder auch 16. Jahrhunderts, mit welchen unsere Historiker von Profession, sowie nicht minder unsere historischen Dilettanten sich immer vorzugsweise zu beschäftigen pflegen, während unsere spätere Geschichte noch größtentheils unberührt in den Papierbergen verschiedener Archive ruht. Es ist begreiflich, daß einer rein theoretischen Geschichtsforschung die Periode der altlivländischen „Selbständigkeit“ interessanter ist als die der bloßen Provinzialexistenz; aber ebenso klar ist es, daß die letztere in praktischer Beziehung die lehrreichere sein muß, und es ist als ein entschiedenes Verdienst Eckardt's anzuerkennen, daß er sich, so viel ihm möglich war, um die Geschichte unseres 18. Jahrhunderts, sowie auch des 19. bis zur Gegenwart herab, bemüht hat. Erst durch seine Arbeiten ist ein allgemeines Interesse auch für diesen Abschnitt unserer Geschichte erweckt worden, der früher Manchem wie geschichtslos vorkommen mochte.

Man könnte noch zur Einschränkung des Lobes beibringen, daß Eckardt's historische Arbeit häufig nicht die gründlichste und erschöpfendste ist, ja daß manches von dem, was er erzählt, mehr im Allgemeinen diviniert als im Einzelnen erforscht zu sein scheint. Dennoch aber behaupten wir, daß aus diesen Eckardt'schen Essay's mehr Geschichte gelernt werden wird

als aus allen bisherigen Handbüchern unserer Provinzialgeschichte bis 1561 oder auch bis zum Anfange der russischen Herrschaft. Mehr von jener Geschichte, meinen wir, die nicht außer Beziehung steht zu den Fragen und Aufgaben der lebendigen Gegenwart, — von jener Geschichte, deren Kenntniß nicht ohne die Folge einer erhöhten Liebe zu dem Heimatlande und eines gesteigerten Bewußtseins von den Pflichten gegen dasselbe bleiben kann.

Mit einer besondern Art von Interesse haben wir die Biographie Jochmanns — ohnehin einen der gelungensten Aufsätze der ganzen Sammlung — wiedergelesen. Die ergreifenden Schlußworte (S. 314, 315 der neuen Ausgabe) sind wie in Vorahnung der eigenen Auswanderung geschrieben. Wir können unserem Freunde nur Glück dazu wünschen, daß es ihm offenbar besser als einst dem edlen Jochmann gelingt, nachdem er — wie er es selbst in jenem Schlußwort ausdrückt — aus seinem natürlichen Kreise geschieden ist, sich einem neuen einzuordnen.

Herder in Riga. Urkunden herausgegeben von Jegor von Sivers. Riga 1868. — Wir möchten gern ein geeignetes Wort über dieses Buch sagen, wie der Gegenstand und die patriotische Absicht des Herausgebers es verdient; indessen fühlt der Referent sich dabei einigermaßen genirt, weil neben Anderem auch ein gewisser kleiner Vortrag, welchen er selbst bei der Enthüllung des Herderdenkmals in Riga, 1864, verlesen hat, in dieser Sammlung Aufnahme gefunden hat. Eine solche Gelegenheitsrede nach so langer Zeit gedruckt vor sich zu sehen, hat etwas Unbequemes für den Autor, da er sich bewußt sein muß, daß der Maßstab für die Beurtheilung seines Elaborats jetzt ein anderer ist als bei der Gelegenheit selbst. Indessen kennt er auch die ganze Geschichte der Umstände, welche die Herausgabe eines auf das Herderdenkmal bezüglichen Gedenkblatts unmittelbar nach der Enthüllung desselben verhindert haben, und fügt sich daher willig in die Ehre, seine Rede sammt den übrigen Actenstücken jener Feier jetzt noch, als Anhang zu dem angezeigten Buche des Herrn v. Sivers, veröffentlicht zu sehen.

Dieses Buch, eine Sammlung von „Urkunden“ über Herders Aufenthalt in Riga, zerfällt in drei Theile: 1) Auszüge aus den Aufzeichnungen Herders während seiner Schiffsreise von Riga nach Rantes, die

unter dem Titel „Journal meiner Reise im Jahre 1769“ schon mehrfach in den verschiedenen Ausgaben Herderscher Schriften gedruckt worden sind. Hier unter den beiden Ueberschriften „Herders baltische Erinnerungen und Urtheile“ und „Ideal einer Schule“, S. 1—39. 2) Auf Herder bezügliche Excerpte aus den Protocollen des Rigaschen Rathes, aus einem „Residirdiarium“ im livländischen Ritterschaftsarchiv und aus den Notizen des Oberpastors Essen im sogenannten „Stadt-Oberpastors-Buche“, nebst drei noch ungedruckten Briefen Herders an Hartknoch und Sonntag. 3) Die schon erwähnten auf die Herderfeier in Riga am 25. August 1864 bezüglichen Schriftstücke (S. 61—78).

Hat nun dieser letzte Theil selbstverständlich nur die Bedeutung eines Gedenblatts an jenen Cultus des Genius, welchem wir vor vier Jahren hier in Riga einen anspruchlosen Ausdruck gaben, so bietet der vorhergehende Abschnitt des Buches dem Biographen Herders einiges neue Material und will der erste des Jünglings Herder Urtheile und Pläne in Bezug auf Livland der Beachtung inländischer Leser näher rücken.

Was nun zunächst die wieder abgedruckten Tagebuchfragmente betrifft, so sind sie allerdings, ein charakteristischer Ausdruck der betreffenden Entwicklungsphase Herders, aber wir zweifeln, daß diese Ergüsse seines übersprudelnden Gedankendranges, die er während der langen Seereise niederschrieb, irgend ausreichen sein geistiges und gemüthliches Verhältniß zu der Stadt und dem Lande, denen er soeben den Rücken gekehrt hatte, unserem Verständniß offen zu legen. Wir finden vielmehr, daß dafür seine Briefe aus der Rigaer Lebensperiode und aus den nächstfolgenden Jahren ein sowohl reicheres als auch ächteres Material abgeben und daß daher das 2. und 3. Bändchen des auch von Herrn v. Sivers angeführten Werkes „J. G. v. Herders Lebensbild“ als das wichtigste und vollständigste literarische Denkmal v. Herders Rigaschem Aufenthalt zu gelten hat. Indessen, wie Herr v. Sivers in seiner Vorrede angiebt, ist ihm nicht vergönnt worden, seine Sammlung mit einer gewissen einleitenden Abhandlung auszustatten, und so müssen wir uns bescheiden nicht zu wissen, welche Folgerungen er gerade aus den mitgetheilten Fragmenten zu ziehen, in welche Beziehung und Beleuchtung er sie zu bringen im Sinne gehabt hat. Vielleicht liegt denn doch mehr für die Erkenntniß Rigascher und livländischer Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts darin, als wir zu erkennen vermochten. Oder ließen sich etwa die in der nicht

erschienenen Einleitung beabsichtigten Erörterungen über „die nunmehr antipodisch gestellten Begriffe Humanität und Rationalität“ in besonders passender Weise gerade an diese Auszüge aus Herders Reisetagebüchern ansehnen?

Zu den von uns als zweiten Theil des Buches bezeichneten biographischen Materialien erlauben wir uns hier einen kleinen Nachtrag zu geben. In dem „Stadt-Oberpastors-Buche“*) nämlich findet sich außer den zwei mitgetheilten Notizen Essen's noch eine übersehene dritte. Sie lautet:

„A. 1769, 9. Januar hat H. Past. Adjunct. Herder eine Klageschrift beym Rath wider H. P. Bärnhof *ratione publicae diffamationis* eingereicht, nämlich den 4. Jan. ☉ hatte selber auf der Kanzel gesagt, es sey bejammernswerth, daß die Jesus Kirche einen Adjunctum unterhalte, und er doch keine Hülfe von ihm habe. Der H. P. Bärnhof aber hat bald Gelegenheit gefunden durch Vermittelung guter Freunde die Sache bezulegen. Indessen hat G. W. C. Rath das Verfahren des H. P. B. zur Untersuchung an das Consistorium verwiesen, da denn der H. P. d. 22. Jan. vorgefordert, und bey dessen bezeugter ernstlicher Reue ihm zwar die Strafe erlassen, sein begangener Unlug ihm aber nachdrücklich verwiesen worden. — Den 8. May hat der H. Past. Adjunct Herder seine Stelle bey Kirche und Schule Einem W. C. Rath wegen vorhabender Reisen aufgekündigt; worauf er eod. die seine Erlassung erhalten, und nach einer in seiner Gemeinde Dom. Cantate gehaltenen Abschiedspredigt seine Reise vors erste nach Nantes zu Wasser angetreten.“

Die Nachricht von dem sonst nicht bekanntem Conflict Herder's mit seinem „Ordinarius“ scheint uns nicht ganz unwichtig. Derselbe mag denn doch von einigem Einfluß auf Herder's ein paar Monate später ebenso schnell gefaßten als ausgeführten Reiseentschluß gewesen sein, wenn auch das Hauptmotiv ganz wo anderwärts lag.

Wagten. Baltische Studien und Erinnerungen von Dr. Bertram. Dorpat 1868. — Der pseudonyme Verfasser dieses Buches

*) Nicht in der Stadtbibliothek, sondern in dem Verwahrsam des jeweiligen Stadt-Superintendenten. Die Stadtbibliothek besitzt nur einen von Broze gemachten Auszug.

ist seit mehr als 20 Jahren in der baltischen Provinzialliteratur bekannt durch manche amüsante und leider auch manche nur amüsant sein sollende Schriften. Am höchsten schätzen wir ihn als gründlichen Kenner der estnischen Sprache und des estnischen Volkslebens. Er ist, so zu sagen, ein (Estophile*) im besten Sinne des Wortes, auch Dichter sehr genuin klingender estnischer Runen. In der letzteren Eigenschaft ist er, mit Aufgebung seiner Pseudonymität, auch in der Baltischen Monatschrift aufgetreten; wir erinnern namentlich an das nach unserer Meinung zu wenig beachtete Gedicht „Ismatar“ (Juni- und Augustheft 1866), dessen estnisches Original leider noch keinen Verleger gefunden zu haben scheint.

Wagien nennt der Herr Verfasser die nordöstliche Ecke Livlands, Kirchspiel Torma-Lohofu, mit einem Namen, der im 13. Jahrhundert von den einwandernden Deutschen vernommen wurde, seitdem aber verschollen ist. Zwar ganz richtig ist er nicht, denn seit der Entdeckung der Jamoiskischen Abschrift unserer ältesten Chronik wissen wir, daß Heinrich von Lettland Waiga, nicht Wagia, geschrieben hat und daß letztere Form, aus welcher sich, mit deutscher Endung, das stolze „Wagien“ machen ließ, nichts als ein Schreibefehler gewesen ist. Wenn der Irrthum sich consolidirt, so könnten wir an jenem Peipusstrande wohl auch eine aparte Nation der „Wagier“ erblicken sehen.

Das ist aber Nebensache. Dr. Bertrams Buch ist dieses Mal wirklich amüsant und noch mehr als das. Wir verrathen hier nichts weiter von dessen buntem und anregendem, hie und da wohl in's Unerhebliche sich verlierendem, anderntheils aber sogar wissenschaftlich schätzbarem Inhalt, erlauben uns jedoch, die folgende Schilderung des estnischen Nationalcharakters als Probe auszusprechen:

Im großen Ganzen hat ein auffälliger Umschwung zum Besseren stattgefunden. Um dies zu belegen, führe ich zuerst an, was Supel, ein scharfer Beobachter, im Jahre 1770 schrieb: „Die Esten sind listig, falsch, zankfüchtig, rachgierig, widerspännstisch, naseweis, grüßen nicht, freuen sich andere, besonders Deutsche beleidigen zu können, sind unbarmherzig — außer gegen Bettler — und ohne Scham.“ Supel hätte das Alles mit einem Worte sagen können: „es sind noch dumme Jungen“.

*) Die Slavophilen haben uns nun einmal zu solchen Wortbildungen verführt, obgleich sie selbst richtiger „Philoslawen“ genannt werden müßten.

Unerzogene, aber kräftige Bursche aller Nationen zeigen bei überstrenger Bevormundung gerade alle jene Eigenschaften, entsprungen aus dem Gefühle der Kraft und der Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit.

Es kommt stets darauf an, wie man solche Ungebildete behandelt. Mit Gerechtigkeit, Geduld, aber unbengsamer Festigkeit erzieht man ganze Gebiete, in denen alle Tugenden sich entwickeln und zu der den Esten angeborenen Herzhaftigkeit (die bis zur Renommage geht) und Anstellung hinzukommen. — — —

Meine Erfahrungen in der neuesten Zeit berechtigen mich dem düstern Bilde von Sypel gegenüber ein viel freundlicheres aufzustellen:

Die jetzigen Esten sind nüchtern, freundlich, dankbar, gehorsam, treu, äußerst schambast, fromm; sie grüßen höflich, lernen gern, besonders Deutsch und Singen, sind häufig von zarter Empfindung und Barmherzigkeit gegen Thiere und Menschen. Sie sprechen fast immer in Metaphern und witzigen Vergleichen, lesen gern die Zeitung, nehmen Antheil an den Weltereignissen und haben die größte Liebe zum Kaiser. In einzelnen Gegenden findet man allerdings Turbulenz, Rachsucht, Völlerei und Proceßsucht; aber das sind Ausnahmen. Ein rändiges Schaf steckt oft einen ganzen Stall an, kann man häufig dort sagen!

In der Erziehung der Völker, wie der Kinder, ist Geduld und Güte allein nicht hinreichend, es muß auch Furcht hinzukommen. Die höheren Stände und Spizen der Regierung dürfen nicht verzweifeln bei dem jetzt gerade sich äußernden Mißbehagen, hervorgerufen durch die rasche Verbesserung der Verhältnisse des Landvolks in den Nachbar-Gouvernements und eine gewiß berechtigte Ungeduld des zum Selbstgefühl erwachten Volkes; eine Folge, wie ich denke, von früher erlittenem Unrecht und gegenwärtig zu hoch gespannten Forderungen und Erwartungen von beiden Seiten, vielleicht auch von dritten Elementen, die den Unfrieden zwischen Esten und Deutschen ausbeuten wollen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man für die rechtschaffensten Bemühungen augenblicklichen Dank erwerben wird. Aber ist dies denn nöthig? Kinder- und Völkererziehung belohnt oder bestraft sich erst im Verlauf der Zeit.

Die sechshundert Jahre dauernde Sklaverei hat in vielen Gegenden einen eingewurzelten Haß der Esten und Letten gegen die deutschen Gutsbesitzer hervorgerufen. Ein Mißtrauen auch gegen redliche Bemühungen ist sehr häufig; das darf aber den Volksfreund nicht abhalten, auf der

Bahn des Guten fortzuwirken. Dem Haß von Ungebildeten muß der Höhergestellte thatsächliche Liebe und Gerechtigkeit entgegensetzen, und er wird Wunder sehen.

Wenn ein Anderer ein anderes Kirchspiel Kur- Est- Livlands mit gleicher Vielseitigkeit zu beschreiben unternähme, so würde er dabei gewiß auch anders verfahren müssen, denn Dr. Bertram ist eben ein Schriftsteller eigener Art. Aber wenigstens die allgemeinen Rubriken und Gesichtspunkte ließen sich dabei dem einmal gegebenen Beispiel entnehmen. Daß solche Monographien recht sehr wünschenswerth wären, auch das ist ein wahres Wort des Herrn Verfassers.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 30. September 1868.

Redacteur G. Bertholz.